This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

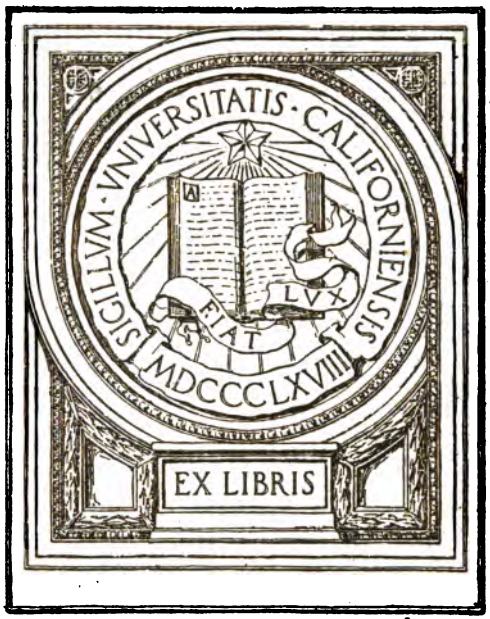
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

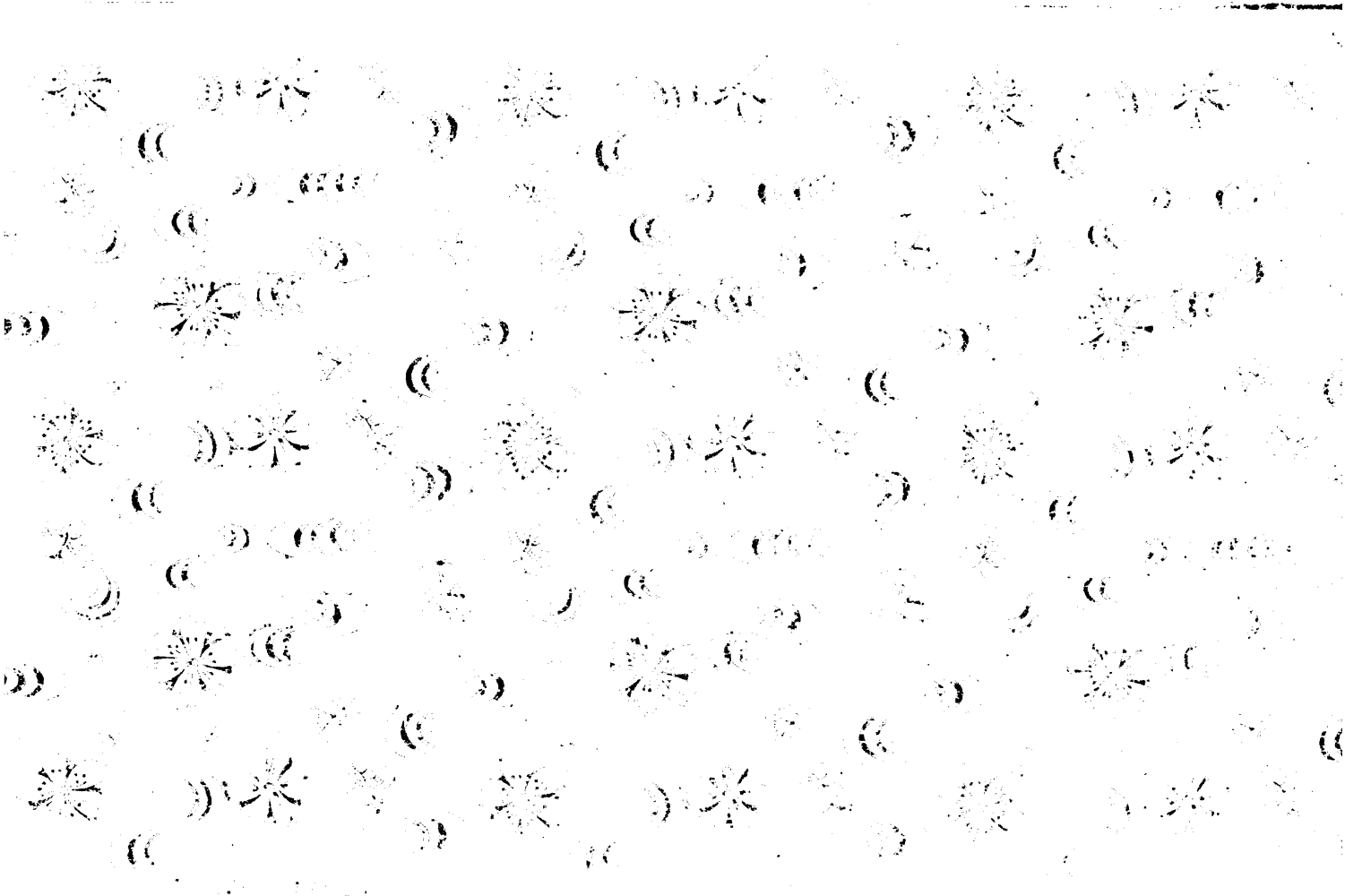
Dr ERNST JENNY

DIE ALPEN-DICHTUNG DER DEUTSCHEN SCHWEIZ

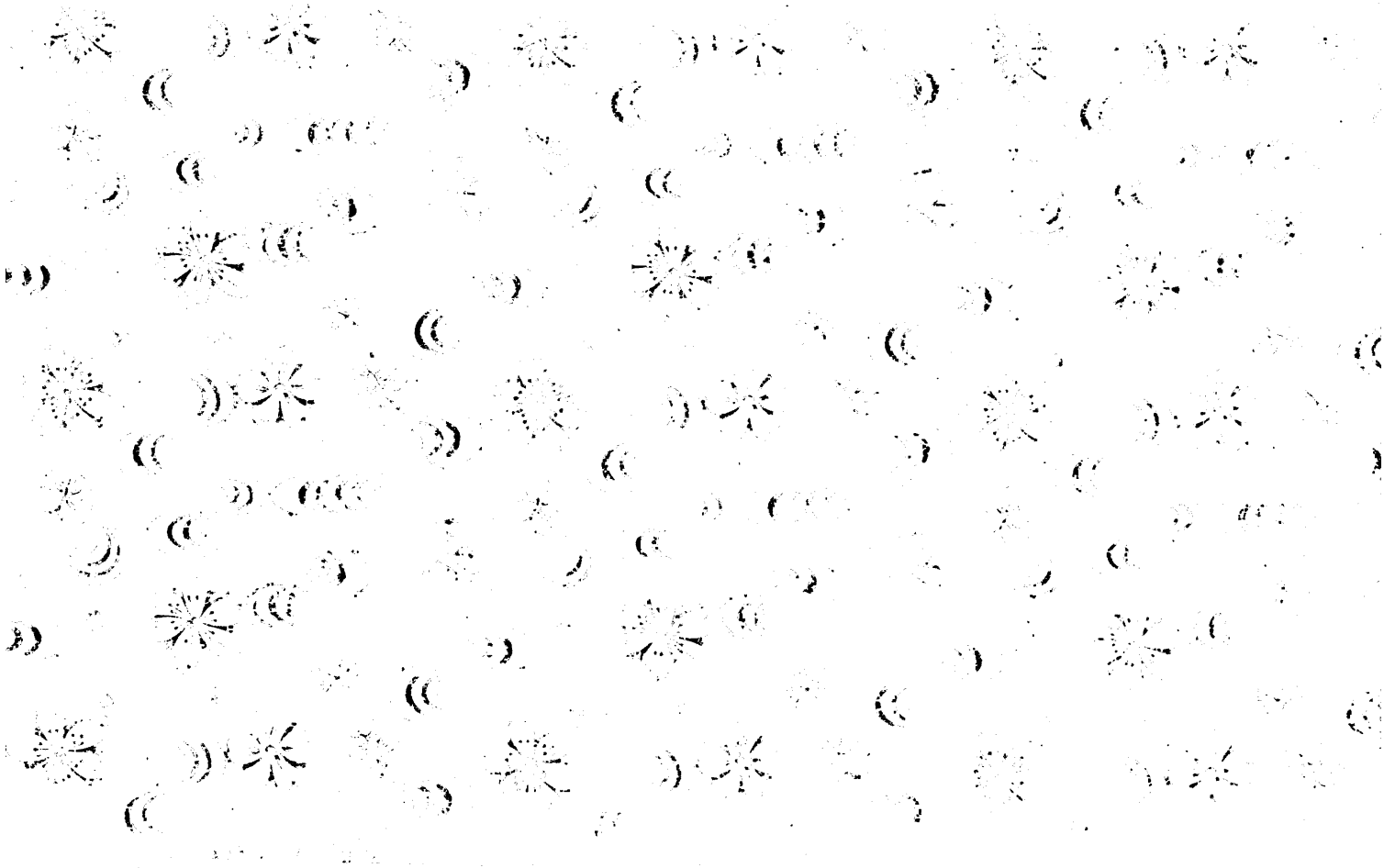
UC-NRLF
$B 160 712

VERLEGT BEI
GUSTAV GRUNAU
BERN


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Die

Alpendichtung

der deutschen Schweiz

Ein literar-historischer Versuch

von

Dr. **Heinr. Ernst Jenny.**
S. A. C.

Bern.
Druck und Verlag Gustav Grunau.
1905.

Dem

Schweizer Alpenklub

gewidmet.

PRESERVATION
COPY ADDED
DATE 19

PT3870
J4

Vorwort.

Zweifellos ist in der Erforschung der Alpen schon unendlich viel geschehen, so daß eigentliche Entdeckungs- und Eroberungsfahrten schon zu den Seltenheiten gehören. Verhältnismäßig sehr wenig kümmerte man sich dagegen um die Dichtung, die ihre Motive den Bergen und ihren Bewohnern entnahm. Die alpine Sage ist zwar nicht gerade vernachläßigt worden, aber doch könnte noch viel mehr geschehen hierin; der Lohn wäre gewiß nicht gering. Dazu bedürfte es aber einer systematisch angelegten vollständigen Sammlung, und diese Aufgabe zu lösen, wird allen zu schwer sein. Aber ist sie darum unmöglich? Auch das Volkslied ist noch lückenhaft erforscht. Von einer Darstellung und Würdigung der alpinen Kunstdichtung ist uns gar nichts bekannt. Wir glauben daher, eine Lücke auszufüllen mit dieser Arbeit; sie ist zwar nur ein Versuch, macht also auf absolute Vollständigkeit keinen Anspruch. Aber das Hinweisen, Andeuten ist vielleicht ebensogut als das Erschöpfen.

Liebe zur Bergwelt und Heimat gab den Ansporn zu dieser Studie.

H. E. J.

Zofingen, im Juli 1905.

750413

Inhaltsverzeichnis.

	Seiten
Einleitung.	
A. Volksdichtung.	
1. Sagen	7— 24
2. Kuhreihen, Alpsegen	24— 33
B. Kunstdichtung.	
1. Rebmann, Haller, Salis-Seewis, Krauer	34— 43
2. Vorurteile. Baggesen, Schiller	43— 51
3. Alpenrosen. Hegner, Usteri, David Hess, Wyß der Aeltere, Wyß der Jüngere, Kuhn, Meisner, König, Tscharner, Gotthelf	51— 66
4. Rudolf Meyer, Zschokke, Fröhlich, Tanner	66— 76
5. Die kleinen Lyriker. Meyer-Merian, Jakob Vogel	76— 84
6. Herwegh, Chr. Wälti, Leonhard Widmer, Plattner Plaz., Reithardt, Bergmann, Gottfried Keller, Leuthold	84—104
7. Jakob Frey, Arthur Bitter, Romang, Ott, Thalmann	104—113
8. Konrad Ferdinand Meyer	113—126
9. Ernst Zahn	126—148
10. Meinrad Lienert	148—154
11. Heer, Boßhart	154—161
12. Walther Siegfried, Spitteler, Widmann	161—168
13. Jüngere Lyrik: Adolf Frey, Stauffacher	168—170
Ausblick.	

Namen-Register.

Aeberli J. L. 45
Agaſſiz 68
Altmann J. G. 45
Bächthold 34
Baggeſen Jens 45—49
Bähler 13
Baumberger Georg 171
Bergmann Fr. 94
Bitter Arthur 97, 106—109
Blaſer Juk. 52
Bodmer 40
Boßhart Jak. 160, 161
Breitinger 40
Bridel 11
Burckhardt Abel 77, 78
Buß 31
Buſinger 12
Byron 49, 50, 163
Corrodi Aug. 79, 80
Creſt du 44
Deſor 68
Draumor 103
Dübi Heinrich 34, 52
Ebel 52
Feierabend 58
Flugi Alfons 171
Frey Adolf 41, 168, 169
Frey Jakob 104—106, 117
Fröhlich A. E. 66, 73—76, 104
Füeßlin J. Conr. 44
Gempeler 10, 11, 20, 33
Geßner Joh. 36
Geßner Salomon 40, 41
Goethe 50, 90, 102
Gotthelf 65, 66
Grim S. H. 45
Gruner Gottl. 43, 45
Hagenbach K. R. 66, 78
Haller Albrecht 3, 36—40, 43, 59
Heer J. C. 54, 79, 107, 154—160
Hegner Ulrich 52—54, 55, 104
Heine 82, 98, 102
Herwegh Georg 85, 86, 92, 95
Heß David 52, 55—57, 90, 104
Hildebrand Laurenz 29
Hofſtätter 80
Huber 15
Hugi 68
Jecklin 21, 171
Jegerlehner 23
Imobersteg Caecilie 28
Joſi Peter 29, 59
Kämpfen 53
Keller Gottfr. 86, 91, 94—102, 160, 161, 168
Kind P. 33
Kohl J. G. 7
Kohlruſch 16
König F. M. 13, 51, 64
Krauer J. G. 43
Kübler Jak. 80, 81
Kuhn J. G. 51, 52, 58, 62—64, 89, 107
Lavater 40
Lenau 103
Leuthold 36, 103, 104, 115, 116
Lienert Meinrad 148—154, 160
Luck G. 12, 13, 18
Lütolf, Alois 11, 12, 19, 25
Manzoni 49
Meiſner 43, 51, 64, 66
Meyer Betſy 114

Meyer Conr. Ferd. 36, 73, 77, 89, 95, 97, 104, 113—126, 160
Meyer F. 45
Meyer-Merian Theod. 78, 79, 93
Meyer Rudolf 4, 52, 66—68
Minnich Alois 76
Morell Karl 81, 82
Müller Johannes 44
Ofenbrüggen 7
Ott H. Chr. 112
Petrarca 2
Peyer Guſtav 35, 52
Plattner Placid 17, 89—92, 172
Rambert Eugène 172
Reber Balthaſar 78
Rebmann Hans Rud. 34—36
Reithardt J. J. 8, 52, 90, 92—94, 111, 117
Rhellican 35
Rochholz 11
Romang J. J. 22, 25, 109—112
Rouſſeau 3, 36
Ruppen 15, 21, 22
Salis-Seewis 41—43, 81, 91, 102
Saraſin A. 78
Savi-Lopez 7
Scheuchzer J. J. 34
Schieſſer Caspar 82
Schiller 50, 51, 89
Segantini 5
Siegfried Walther 161—163, 169, 172
Simmler Theod. 82
Spitteler Carl 149, 160, 163—166
Stauffacher 169, 170
Sulzer H. G. 44
Szadrowsky 33
Tanner K. R. 76, 115
Thalmann J. H. 112, 113
Tobler Sal. 82
Töpfer Rud. 68
Trog Hans 123
Tſcharner Peter 65
Tſcheinen 15, 22
Tſchudi Fried. 32, 66
Uſteri Martin 52, 54, 55, 115
Vogel Babette 82
Vogel Jakob 82—84
Wackernagel Wilh. 66, 79, 80
Walſer Gabriel 44, 45
Wälti Chriſtian 86—88, 93, 95
Weber Robert 79
Widmann J. V. 54, 79, 113, 154, 160, 166, 167
Widmer Leonhard 76, 88, 89
Wieland 102
Wölfflin Heinrich 40
Wyß, der Aeltere 58, 59
Wyß, der Jüngere 29, 43, 51, 59—62, 66, 81, 89, 104, 111, 117
Zahn Ernſt 25, 73, 126—148, 155, 171, 172
Zimmermann J. G. 41, 102
Zſchokke Heinr. 68—73, 104, 157

UNIV. OF CALIFORNIA

Einleitung.

Selbstverständlich möchte es erscheinen, daß in einem Lande, in welchem das Gebirge seine reichste und mannigfaltigste Pracht entfaltet und von ihm mehr als zur Hälfte erfüllt ist, die Dichtung einen Großteil ihrer Stoffe aus der Bergwelt beziehen müsse. Wenn es ferner wahr ist, daß die natürliche reiche Gliederung eines Landes eine politische und geistige zur Folge hat, so sollte man auch daraus schließen dürfen, die Literatur werde entsprechend reichhaltig und verschiedenartig sein.

Das trifft aber auf die schweizerische Alpendichtung nur in bescheidenem Maße zu. Die Ursache davon liegt wohl weniger in einem Mangel an Begabung des Volkes als vielmehr in der geschichtlichen Entwicklung des Naturssinnes überhaupt und der Kenntnis der Bergwelt insbesondere. Den Beweis hiefür finden wir in der Tatsache, daß seit der Erschließung der Alpen in den letzten hundert Jahren die Alpendichtung in parallel aufsteigender Entwicklungslinie verläuft.

Längst hatte menschliches Auge sich erfreut an grünen Geländen, blühenden Obsthainen, an dunklen Tannen und Pinien, an schimmernden Seen, an murmelnden Bächen, lieblichen Dörfern und schwellenden, Korn tragenden Hügeln. Sanfte Linien suchte das Auge, heitere Landschaften, in welche die Sonne hell und warm hereinglänzte. Der sonnige, blaue Süden, wie hat er doch einst den Germanen gelockt, daß er seine Eichenwälder und den nebelreichen Norden verließ, um

das licht- und farbenreiche Italien, das milde, weinreiche Süd-Gallien aufzusuchen. Die gleiche magnetische Kraft übte das Land, wo Mais, Orangen und Oliven so leicht gedeihen, auch im Mittelalter aus, und wer wollte sagen, daß seine Farben auch heutzutage nicht noch ihren alten Zauber ausüben.

Aber von den herrlichen Alpen, da war selten und nur ganz bescheiden die Rede, kein Dichterauge fiel auf sie in wonnigem Behagen. Wie ein riesiges, weißes, verhülltes Gespenst standen sie da, umgangen von den Völkern und nur aufgesucht von versprengten Stämmen und wilden Räubern, die eines gefürchteten, sichern Schlupfwinkels bedurften. Der römische Reisende zog kaum weiter als in die heilbringenden Bäder an der Adda; nur der Legionär und der kühne Kaufmann wagten es, um den Weg abzukürzen, ihren Fuß in die stumme Gebirgswelt hineinzusetzen. Als das gewaltige Weltreich zerfiel, da sanken auch die von ihm erschlossenen Uebergangspfade in Dunkelheit; der Schleier wurde noch dichter, und die Stimme Petrarcas verhallte wie ein Glöcklein in nebliger Ferne.

Die Freiheit des Geistes, des Auges, der ästhetische Sinn für die Bergwelt mußte sich zuerst einstellen, Sehnsucht nach der Natur, nach satten Farben, nach Höhe und scharfen Linien, Freude auch an der anorganischen Welt. Ein Künstler, ein genialer Maler oder Dichter mußte es sein, der, seiner Zeit vorauseilend und den Hunger derselben fühlend, das Gebirge selbst aufsuchte und mit lebendigen Farben und fast überlauten Tönen seine ungeahnte Pracht schilderte. Trockene, statistisch gehaltene Naturbeschreibung konnte da wenig leisten.

Die menschliche Gesellschaft Westeuropas mußte erst bewußt *fühlen* lernen, welche heilende Gewalt in der Hochwelt, in der Natur überhaupt liegt. Der scholastische Dogmatismus und die bloße sinnliche Genußsucht mußten zuerst

Ekel und das Gefühl der Oede und Oberflächlichkeit erwecken, bevor die Herzen reif waren, um die stille Reinheit und natürliche Größe des Gebirges wahrhaft empfinden zu können. Und es kam so. Als Frankreich innerer Fäulnis verfiel, als Menschen und Sitten zu kranken begannen, da ertönte in den Sinnentaumel, in die spöttelnde Sophistik und die offizielle Heuchelei hinein die ernste und glockenreine Stimme Rousseaus: Retournez à la nature! Man horchte, staunte, widersprach, bejahte, höhnte, lachte bis es zu spät war und die schreckliche Flamme der Revolution blutrot emporloderte. Fast in der gleichen Zeit, da man jenseits des blauen Rheines die einfache Natur nicht verstehen wollte, erhoben sich diesseits des rebenumkränzten Stromes unsere großen Dichter und Denker und priesen die Natur mit nie gehörten Worten.

Haller kam, der erste große Sänger der Alpen, aus dem Lande, wo sie ihre höchste Schönheit, ihre stolzeste Majestät erreichen; er kam aus der Stadt, in deren Straßen der schönste Bergkranz hereinglänzt. Wohl gab es vor ihm Dichter, auch Maler, die aus der Bergwelt Motive für ihre Kunst nahmen, jedoch in einem allzu bescheidenen und künstlerisch geringwertigen Maße. Ueber alltägliche Pinselstriche und konventionelle Phrasen kam man nicht recht hinaus. Was jenen Männern abging, das war das persönliche Aufsuchen der Berge, das längere Verweilen, das sich Hineinleben, das selbsteigene Ermessen und ursprüngliche Schauen, ungestört von irgend einem traditionellen Bann.

Aber auch ein nackter Naturalismus durfte nicht kommen. Er würde wenig ausgerichtet haben in einer Zeit, wo die sogenannte gebildete Welt einem frivolen Realismus anhing und die ungebildete, niedergehaltene das Herz voll Sehnsucht nach Idealen trug. Begeisterung, schwungvoller Idealismus konnte allein imstande sein, beiden zu dienen; aber doch kein Idealismus, der bloß in der Luft schwebte, sondern auf die

feste Erde seinen hochragenden Bau stellte. Ja, man darf vielleicht noch weiter gehen und sagen, weil für die damalige Welt sozialpolitische, ethische, philosophische und ästhetische Fragen aufs allerinnigste verflochten waren ohne reinliche Differenzierung, so bedurfte es eines Werkes, das allen zugleich genügen konnte. Diese Bedingung erfüllte zu einem guten Teile Haller, und daraus ist gewiß auch der Erfolg seiner „Alpen" zu erklären.

Wie es so geht, wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun, will sagen, es währte nicht lange, so erhoben da und dort Poeten ihre Stimmen, aber meist dünn und schwach. Der eigentliche ästhetische Sinn für die Bergwelt und die Erkenntnis des ethischen Wertes der Alpenwanderung fehlte noch zu sehr, trotz des Badelebens in Leuk, Weißenburg und Ragaz. Dann hatte die Welt bald auch anderes zu tun, als nach der neuen Geschmacksrichtung ins Gras zu liegen und den Käfern nachzublinzeln, wie sie die Grashalme hinaufklettern. Revolution, Kampfgeschrei erfüllte das alte Europa, und bis in die stille Bergwelt hinein brüllten die Gewehre und Kanonen, und an Stätten, wo Jahrtausende nur Gras gegrünt, weicher Schnee geglänzt, wo nur Lawine und Wildwasser getost, da rangen Menschen aus fremden Ländern und zerfleischten sich. Erst als das große Gewitter vorüber war, als die Staaten sich einigten und reinigten, beruhigten und in neuen Bahnen höherer Kultur zustreben konnten, als die wirtschaftlichen Verhältnisse sich besserten und die Interessen nicht mehr durch die Politik aufgesogen wurden, erst da erwachte endlich auch fern von den Bergen der Alpensinn in weitern Kreisen. Zuerst sind es die kühnen Naturforscher, die mit ihrem wissenschaftlichen Triebe ihrer Zeit voraneilen. Wir nennen nur Saussure, Rudolf Meyer von Aarau, Agassiz, Desor, Hugi, Studer. Sie wagten sich tagelang in die einsame Wildnis, mit begeisterten Worten

erzählten sie der Mitwelt ihre Fahrten über Weiden, Fels und Firn, von den wunderbaren Linien- und Farbenstimmungen und ihrer beseligenden Wirkung auf die empfängliche Menschenseele. Und nun kommen sie langsam von fern und nah, die Dichter, von Nord und Süd. Immer stärker wird der Lobgesang auf die Bergwelt, und heute fließt der Strom der Alpendichtung breit und rauschend daher. Auch ihren genialen Maler haben die Alpen gefunden, einzig und unerreicht in seiner Größe — Segantini.

Wie die einzelnen Menschen von Natur verschieden sind, so auch folgerichtig ihre Kunst. Der eine sucht nur die reine Landschaft, dem andern dient sie bloß als Folie, als Hintergrund; der Größte aber ist der, welcher Natur und Menschen in ihrem wirklichen, ursächlichen Verknüpftsein, in ihrem Zusammenweben künstlerisch darzustellen vermag, und das kann wohl nur der gottbegnadete Dichter erreichen.

A. Volksdichtung.

1. Sagen.

Das Bergvolk selbst hat es in seinen Sagen und Legenden, Volksliedern und Sprüchen versucht, seinen Beziehungen zur Natur Ausdruck zu verleihen.[1]) Daß das vielerorts so lebhaft geschah, hat einerseits seinen psychologischen Grund darin, daß die Alpenbewohner von der sie umgebenden Natur viel abhängiger sind als die Menschen der Ebene, insofern als die Natur ihre gewaltigen zerstörenden Kräfte viel unmittelbarer äußert und den Bewohner zwingt, mit ihnen immer wieder zu rechnen. Zum andern ist in den abgelegenen Alpentälern, wo eines vom andern durch Fels und Eis und Schnee monatelang getrennt ist, der menschliche Geist viel leichter geneigt, ein buntes Gewebe von Trug und Wahrheit zu spinnen.

Die sogenannte aufklärende, verstandesscharfe Kultur vermochte da wenig zu hindern und zu ändern; die Macht der Tradition war zu stark, und die katholische Kirche war in dieser Hinsicht stets tolerant und sah es nicht so ungern, wenn die Alpenbewohner von Dämonen gepeinigt und geschädigt sie

[1]) Vgl. Ofenbrüggen Ed., Die Gebirgssagen. Jahrbuch des S. A. C. V, 590—607. — Geistreich ist J. G. Kohl, Alpenreisen. 1851. III. 297—351 („Die Mythen der Alpen"). — Man vergleiche ferner Savi-Lopez Maria, Alpensagen. (Deutsch von A. Ruhemann). 1893.

um Trost und Rettung anging. Man leugnete nicht die Existenz solcher dunklen Wesen, aber man gab Mittel zu besitzen vor, sie zu hemmen. So haben wir denn an Sagen, Legenden und Geistergeschichten des Reichtums genug. Aber alle haben das eine bestimmte Gepräge, sie illustrieren deutlich das auch dem Ungebildeten innewohnende Gefühl und Bewußtsein unsrer Abhängigkeit von der Natur, von den sie belebenden Kräften. Dies ist geradezu die Grundlage eines wesentlichen Teiles der Religion.

Wie es nun Kräfte gibt, die wir als uns nutzbringende betrachten, so auch solche, die unser Dasein bedrohen, und zwar beides in der allerverschiedensten Weise. Dementsprechend reich sind auch die diesbezüglichen Alpensagen. Und je gegliederter und verzweigter ein Alpenteil ist, desto bunter und schöner gewirkt ist gerne auch sein Sagengewand.

Die Sagen machen den ältesten Teil der Alpendichtung aus; sie sind dafür aber auch oft schwer zugänglich. Ein Großteil davon ist überhaupt noch ungesammelt und wird im Volk von Mund zu Mund weiter getragen und natürlich im Lauf der Jahre abgeändert, so daß der ursprüngliche Kern auch vom kundigen Forscher nicht leicht zu erkennen ist. Dasjenige Material, das gedruckt vor uns liegt, ist weitläufig verstreut, und die schöne und dankbare Aufgabe einer einheitlichen Sammlung sämtlicher schweizerischen Alpensagen ist immer noch der Zukunft vorbehalten. Die Bedeutung einer solchen ist schon längst von J. J. Reithardt erkannt worden. Er schrieb zu seinen 1853 erschienenen, der Bundesversammlung gewidmeten „Geschichten und Sagen aus der Schweiz" das stolze Wort:

„Deutschland dürfte sich wundern über die Phantasiefülle unseres Volkes, welches alle hervortretenden Erscheinungen der Natur, wie alle bedeutenderen Tätigkeiten des geistigen und alle prägnanteren Wirkungen des sittlichen Lebens in

einen bunten, wunderbaren Mythus zusammenfaßte, so daß die erste Jugend des Volkes und sein tiefinnerstes Leben sich heiter erkennen läßt."

Die zahllosen Gebirgssagen, die als freie, teils uralte Schöpfungen oder unbewußte Nachbildungen zu betrachten sind, bilden ihrem Inhalte nach mehrere große Gruppen, mögen sie auch in den verschiedensten Alpentälern, die unter sich keinerlei oder nur ganz geringe Beziehungen haben, entstanden sein. Diese Tatsache hat ihren Grund in der alten naturgesetzlichen Wahrheit, daß die geistige Tätigkeit des Menschen unter ähnlichen Bedingungen stets Aehnliches hervorbringt.

Im Vordergrunde aller Alpensagen stehen die von den Zwergen und Erdmännlein. Sie scheinen die Lieblinge des Volkes zu sein. Wir finden sie daher in allen Alpentälern. Sie sind Kinder der allgemeinen deutschen Sagenwelt, aber sie haben in den Bergen doch ein besonderes Gepräge erhalten, das sie deutlich unterscheidet von denen des Hügel- und Flachlandes. In der Regel erscheinen diese kleinen Kobolde als gute, fröhliche, dem Menschen ohne oder nur gegen geringen Entgelt dienende Wesen. Was sie verlangen, ist selten Nahrung oder gar Wertsache, vielmehr bloße Duldung ihrer Tätigkeit, Halten eines gegebenen Wortes. In Vollmondnächten umtanzen sie etwa den plätschernden Brunnen vor einer hochgelegenen Alphütte. Sie hüten das Vieh, überwintern es sogar. So erging es dem Senn auf dem Frohmattberg: „Infolge sommerlicher Trockenheit hatte er kein Heu auf den langen Winter einheimsen können. Wie er nun eines Abends, der düstern Zukunft gedenkend und der bevorstehenden Talfahrt, vor der Hütte saß, trat ganz unerwartet ein Zwerglein zu ihm in prächtiger Kleidung und mit einer leuchtenden Krone auf dem Haupte. Der Kleine bat, ihm für diesen Winter das Vieh zu überlassen bis zum

Nikodemustag. „An diesem Tage steige früh herauf auf die Alp und wenn du dann dein Vieh von weitem kommen siehst, so hüte dich nur, irgend eine Kuh beim Namen zu nennen, bevor sie auf der Weide angelangt ist.“ Der Senne willigte ein, der Zwerg nahm das Vieh; der Senn stieg ins Tal und kam nach einem langen und bangen Winter wieder am festgesetzten Tage hinauf. Nichts war zu sehen auf den grünen Lägern. Auf einmal hörte er ein vielstimmiges Hojen und Holejen und ein weithin schallendes Gelocke mit Ho-sä-sä, ho-sä-sä, chum-chum, ho-ho-sä-sä! Wie er erstaunt in die Höhe spähte, gewahrte er mit nicht geringem Schrecken, wie sein Vieh über die scharfe Gratschneide der Spillgerte, des wildesten Berges im Umkreise des Simmentales, herabkam, so daß er unter dem Leibe der Tiere durch den blauen Himmel erblicken konnte. Voran schritt das gekrönte Zwerglein, von Zeit zu Zeit nach Sennenart zurückschauend und mit einem Ho, sä- Ho, ho, ho sä sä sä! die hinter ihm in lustigen Sprüngen folgenden Tiere lockend, während am Schlusse des Zuges andere Zwerge mit Reflein voll Winternutzung folgten und dem Vieh laut zuriefen. Vor Freude vergaß der Senn des gekrönten Zwerges Verbot und rief laut: „Ho ho! der Gäbel ist imel no alla zwäg!“ Kaum waren ihm die Worte entflohen, so stürzte „Gäbel“, die schönste Kuh, über die furchtbare Wand in die Tiefe. Schweigen ist besser, dachte der Senn. Die Herde langte auf der Alp an, fett und schön und mit strotzenden Eutern. Ueberglücklich nahm er sie wieder in Empfang. Die Zwerge waren aber schon verschwunden, ehe er nur zu einem Dankesworte kommen konnte.“ — —[1])

Auf sonniger Höhe, im duftenden Grase spielen sie, wenn die Bärenwurz blüht und das Nadelgras, die goldene Arnika,

[1]) Nach Gempeler, Sagen und Sagengeschichten aus dem Simmental. 2. Aufl. 1883. I, 19—24.

der Alpenaster, die schneeweiße Berglilie und das zierliche Alpenveilchen, dessen Blüte wie ein Zwergkäppchen aussieht. Gerne vergelten die Zwerge eine Gabe des hilfreichen Menschen: Ein mitleidiges Weib erhält etwa in die Schürze als Lohn Kohlen und Laub, die auf dem Heimweg zu purem Golde werden. Da helfen sie einem hungernden Geißhirten aus der Not, indem sie ihm alle Morgen ein Käslein in seinen Brotsack legen; er darf es aber nie ganz aufessen, sonst wird die Gabe ausbleiben.[1]) Am Gotthard hüten sie kostbare Kristalldrusen und werden sehr böse über die Strahler; anderswo bewachen sie Goldadern.[2]) Sie erscheinen sogar an Volksfesten. So schleppten einst an der Bergkilbi zu Stans ihrer zwei Zwerge schweißtriefend einen zwei Pfund schweren Käsleib.[3]) Zuweilen sind die Kleinen auch launisch, so der Zwerg, der auf der Spiezerfluh mit seinen heitern, himmelblauen Augen stundenlang hinaus in die blaue Flut des Thunersees sah. Bösartig sind sie selten und werden es meist erst durch die Schuld allzu neugieriger, zweifelnder oder gar frevelhafter und undankbarer Menschen. Spott und Mutwillen über ihre Zwergennatur können sie niemals ertragen. Dieser Zug geht ja durchweg durch die ganze deutsche Zwergensage. Spielt man ihrer Gutmütigkeit einen Streich mutwilliger oder böser Art, so verschwinden sie und kommen nie wieder. Dämonisch und schadenfroh konnten die Pilatuszwerge werden, wenn die Sennen es unterließen, abends den Alpsegen und das Ave Maria auszurufen. Ein langbärtiger Kobold trieb dann, mit einer Lecktasche über der Achsel und einer Rute in der Hand, das Vieh durch die Lüfte, daß es erst nach drei Tagen

[1]) Gempeler, Sagen und Sagengeschichten aus dem Simmental, I, 94.

[2]) Lütolf Alois, Sagen, Bräuche, Legenden aus den V Orten. Luzern 1862. S. 50. — Oder Rochholz, Schweizersagen. Aarau 1856. I, 326.

[3]) Vgl. Bridel, conservateur suisse, IV, 164.

mager und elend zurückkam.[1]) Heidnische Zwerge als Hüter christlicher Frömmigkeit, fürwahr ein deutlicher Beweis, mit welcher Leichtigkeit das Gebirgsvolk den germanischen Mythus mit christkatholischem Glauben zu mischen vermochte, ohne daran irgendwie besondern Anstoß zu nehmen.

Den Zwergen an Gestalt nicht unähnlich sind die Fänggen, denen wir besonders im sagenreichen Prättigau begegnen. Sie waren die sagenhaften Ureinwohner des Landes, Knirpse an Leib, aber groß an Kraft und Gewandtheit und von rauher Natur. Sie galten als unvergleichliche Läufer und Kletterer, keine noch so schroffe Felswand war ihnen zu steil. Wie die Pilatuszwerge gelegentlich, so waren diese Fänggen dämonischen Charakters. Sie konnten allerlei Zauberkünste ausüben: Käsmilch in flüssiges Gold verwandeln; Wunden heilen; Wetter machen und prophezeien; Gemsen, Füchse, Wölfe zähmen. Merkwürdigerweise haßten sie den Föhn ungemein und verkrochen sich vor ihm. Sie leisteten gerne ausgezeichnete Hirtendienste, die Herden gediehen wunderbar in ihrer Obhut. Eine alte Chronik meldet, daß man einen gefangenen Fänggen nach Rom zum Papst geschickt habe, damit der den unbeugsamen Heiden bekehre. Sie hatten als Heiden eine Abneigung gegen Kirchenglockenklang, und wo eine Kapelle in ihrer Nähe entstand, da verließen sie sofort ihre Felshöhlen und verschwanden. Diesen Widerwillen gegen das Christentum haben sie mit dem Teufel gemein.[2])

Gegenstücke zu diesen im allgemeinen doch harmlosen und gemütlichen Geschichten bilden die drückenden und schwülen Drachen- und Schlangensagen.[3]) Ihre Entstehung greift deutlich ins Heidentum, sogar in die jüdische Mythologie zurück, ist aber psychologisch ebensowohl erklärbar. Selbst

[1]) Businger A., Kant. Unterwalden. S. 79.

[2]) Luck, G. Rhätische Alpensagen. 1902. S. 11 u. f.

[3]) Eingehendes bringt Lütolf, Sagen ꝛc. S. 311 u. f.

im freiesten Geiste entsteht unwillkürlich die Vorstellung von jenen Untieren, wenn das Auge ein Wogen des durch die Schluchten und Täler des Gebirges sich zwängenden, würgenden Nebelmeeres sieht, oder die vom rauhen Winde um die schroffen Wände getriebenen, in finstern Krachen verschwindenden und plötzlich wieder unheimlich hervorkriechenden Wolkengebilde schaut. Wieviel mehr dann die ungemeisterte, zum Überglauben neigende Phantasie des kenntnisarmen Gebirgsvolkes! Gerne werden die Schlangen und Drachen als eifrige Hüter von in Felskammern verborgenen unermeßlichen Schätzen angesehen. Sie nagen an Goldadern, zerfressen die Berge, daß sie verheerend ins Tal stürzen. Nach einer Walliserſage suchen sie Goldbrunnen auf und nähren sich durch gieriges Lecken der kostbaren Flüssigkeit. Anderorts wohnen sie in rätseltief daliegenden Gebirgsseen, nähren sich vom Goldsand auf dem Wassergrunde, fressen sich dann einen verborgenen Ausgang, so daß der See sich plötzlich entleert. Sie steigen etwa auch heraus, fliegen brausend durch die Lüfte, bedrohen Hirten und Herden. Daraus ergibt sich natürlich wieder eine Reihe von Drachentötergeschichten, deren bekannteste die von Struth Winkelried in Unterwalden und die des heiligen Beatus ob dem Thunersee sind.

Im Berner Oberland begegnet man auch noch den Stollenwürmern.[1]) Sie zeigen sich bei schwüler Hitze, deuten Wetteränderungen an, bedrohen die Hirten, sogar die Erdmännlein; sie saugen den Kühen die Milch aus den Eutern. Einzelne tragen Krönlein auf dem Kopfe und sind schneeweiß.

Düster und heiter, in bunter Abwechslung sind die zahlreichen Teufelssagen.[2]) Der Satan erscheint darin nicht

[1]) Bähler, Mitteilungen über den Grimselpaß. 1895. — Vgl. König F. M., Reise in die Alpen. Bern 1814. S. 127 u. f.

[2]) Vgl. Luck Georg, Der Teufel. (Schweiz 1899. III, 509.)

allein als die Verkörperung des konzentriert Bösen, sondern oft auch als die der Dummheit, die sich von schlauen Menschen übertölpeln läßt. Seine schlimmen Absichten werden fast immer vereitelt, oft erst im letzten Augenblicke. Machtlos ist er natürlich überall da, wo das Kreuz ihm entgegenwirkt. Als Herr der Finsternis treibt er wesentlich nachts sein Unwesen, oft allein, oft auch als Anführer einer wilden Heerschar von bösartigen Hexen und Geistern. Diese Gesellschaft richtet stets Unheil an. Die Hexen lassen Lawinen los, erregen Sturm, Blitz und Donner, im Wallis merkwürdigerweise dadurch, daß sie ihre Schürzen auf- und niederschwingen. Sie senden furchtbare, verheerende Steinschläge, bedrohen dadurch Hirten, Herden und Hütten. Sie schwören einem Bergdorfe den Untergang, aber ein unerwarteter Silberton aus einem Kapellenglöcklein oder ein heimliches Kreuz oder Menschengebet hindert sie an ihrem unheiligen Vorhaben. Die teuflischen Geister schießen in den Flühen wilder Berge, wenn Regen fallen will; ja, man will sie sogar häufiger gehört haben vor wichtigen Ereignissen, wie vor Kriegsausbrüchen, Revolutionen und Erdbeben. Sie sind also auch Schicksal verkündigende Wesen. An Gestalt erscheinen sie riesenhaft und von flatternden Gewändern umhüllt. Gelegentlich halten sie, etwas harmlos geworden, die Sennen zum Narren. Wenn diese abends ruhig plaudernd in der Alphütte beisammen sitzen, so rollen die Hexen und Geister auf einmal die Milchgeschirre, die zum Trocknen auf das Hüttendach gestellt worden, polternd und kollernd hinunter, daß die Sennen zu Tode erschrocken hinauseilen, um dann alles in guter Ordnung zu finden und nur in der Ferne ein höhnisches Gelächter zu vernehmen.

Was über Menschenkräfte hinausgeht und doch nach frommchristlichem Unverstand nicht wohl göttlichen Ursprunges sein kann, wird dem Teufel auf die Rechnung gesetzt. Er

baut Brücken über schwindelnde Abgründe, reißende Bergströme.[1]) Als Lohn verlangt er das erste lebendige Wesen, das die Brücke betritt. Aber siehe! die klugen Menschen überlisten ihn; ein Ziegenbock oder eine Maus, verfolgt von einer Katze und diese wieder gejagt von einem Hunde, passieren zuerst die Brücke, der Böse ist um seinen Lohn betrogen. Aus Wut greift er zu einem riesigen Felsblock, um sein eigenes Werk und die wortbrüchigen Menschen zu vernichten, aber ein heimliches Kreuz, ein rechtzeitiges Betgelispel lenkt seinen Arm ab, und der Block fliegt in eine einsame Bergmatte hinein und bleibt dort rätselhaft für das Bergvolk liegen. Da und dort sieht man solche Teufelskanzeln. Selbst die Spuren seines Fußes schaut man als riesige Abdrücke auf den Felsen in der Nähe des Aletschgletschers, im Maderanertal und anderswo. Der Teufel erscheint etwa als eleganter Tänzer in einem Bergwirtshaus, um ein schönes Mädchen zu kapern, aber ohne Erfolg. Er versieht Patenstelle; er hilft einem Obst stehlenden Bäuerlein im Saasertal nachts die gefüllte Hutte den steilen Pfad hinauftragen bis zum Kruzifixe auf dem Bergjoche; dort kniet das Bäuerlein nieder zum Gebete, da übernimmt es bittere Reue, es beschließt, das Gestohlene wieder hinabzutragen; aber es muß zu dreien Malen laufen; die Bürde ist jetzt, wo der Teufel nicht mehr tragen hilft, viel zu schwer geworden.[2])

Dem Teufel oft zum Verwechseln ähnlich sind die Gestalten des wilden Kühers und des wilden Jägers. Sie jagen nachts mit unheimlichen Rufen durch die Lüfte, peinigen das Vieh, zerschlagen Dach und Zäune, erregen Sturm und Gewitter. Als Steinewerfer erscheinen etwa auch die ihnen ähnlichen Geister der Urbesitzer der Alpen und abgeschiedener

[1]) Vgl. Huber, „Der Tifel im Urnerlande." Im Schweizer. Erzähler. 1856. S. 154.

[2]) Tscheinen u. Ruppen, Walliser-Sagen. 1872. 2. Teil. S. 266.

Frevler; so sind bekannt der gespenstige Senn auf den Clariden,[1]) der Pfaffe auf der Trübseealp.

Bei den meisten der hier angedeuteten Sagen wird man unschwer erkannt und erraten haben, was in ihnen als bloße Erscheinungen in der Gebirgsnatur zu erklären ist und was als reines Spiel menschlicher Phantasie. Es ist ein großer Unterschied zwischen einem Sturm, Gewitter und Steinschlag sendenden Geiste, heiße er nun wie er wolle, und einem gekrönten Zwerge, der einem armen Senn auf schwindelndem Berggrat das Vieh überwintert. Jenes wird geglaubt, dieses nicht; jenes ist ein Stück Naturerklärung und Religion, dies dagegen ist ein mutwilliges Märchen. In einzelnen Fällen mag es freilich schwer sein, festzustellen, was Natur-Mythus ist und was Dichtung. Ja, die christliche Legende stellt sich zuweilen auch ein.

Zum Schönsten im weiten Gebiete der Alpensage gehören die Erzählungen von den Schneefrauen, Bergfeen, Alpseenixen und Dialen.

Uns will scheinen, als ob die Bergbewohner gerade in diese Sagen ihr künstlerisches Empfinden besonders hineingelegt hätten, um den Zauber und die oft tragische Gewalt menschlicher Leidenschaften zum Ausdruck zu bringen. Die Liebe, wie viel tausende von Liedern und Erzählungen mag es von ihr geben! Sie wohnt ja in jedem Herzen und je reiner und unverfälschter dasselbe, desto stärker und unmittelbarer äußert sie sich. Liebesleidenschaft ist das Schönste und das Furchtbarste. Das sagen uns besonders die Sagen von den Schneejungfrauen und Dialen.

Nur eine davon: Auf einer Alp im Münstertale lebte ein bildschöner, aber armer Hirte. Unweit seiner braunen Hütte zwischen Alpenrosengebüsch und Felsblöcken war die Wohnung einer Diale, welche nachts, wenn er nicht schlafen

[1]) Vgl. Kohlrusch C., Schweizer. Sagenbuch. 1854. S. 202 u. f.

konnte, und ängstlich mit erhitzter Phantasie den Rufen des wilden Kühers im brausenden Föhnwind lauschte, ihre glockenhelle Stimme erhob und so herrlich sang, daß er vor Weh und Wonne alle Furcht vergaß. Vergeblich suchte er sie zu belauschen, sie blieb immer unsichtbar. Einst aber, als der Vollmond hinter den Tirolerbergen heraufzog, sah er sie in ihrer blendenden Schönheit, wie sie lautlos, vom rosaschimmernden, wolkenleichten Gewande umflossen, vom Berge herabschwebte. Die ganze Weide leuchtete. Wahnsinnig vor Liebe stürzte der Hirte sich auf die Gestalt, aber sie huschte davon, war bald da, bald dort. Er keucht ihr atemlos nach. So geht die Jagd über Stock und Stein, immer höher hinauf bis an den Gletscher, ja bis auf die höchste Spitze des Berges. Und da endlich ergibt sich die Diale dem Verfolger; der ganze Firn erglüht. Und er kam nimmermehr. So endet die Sage, und fast scheint es hier, als sollte mit der Rosafarbenpracht, welche die Gestalt der lieblichen Diale umgibt, eigentlich nur das Alpenglühen gemeint sein, wie es auf einmal über der Bergweide erglänzt, dann höher steigt, hier eine Felswand verklärt, dort ein Schneefeld und zuletzt nur noch die höchsten Gipfel.[1])

Die Bergfeen als Verführerinnen von Hirten und Jägern, die ihre eigenen Bräute vergessen, das war ein zu verlockender Stoff für die Volksphantasie.[2]) In lichten Gewändern sitzen die phantastischen Gestalten auf den Gräten der Firnen und Felsen und lassen ihren bezaubernden Gesang hören. Sie zeigen sich manchmal als Beschützerinnen des Hochwildes vor den Verfolgungen des Jägers und den Unbilden des Winters. Besonders Gemsen und Füchse sind ihre Lieblinge. Ihre

[1]) Nach mündlichen Mitteilungen eines Sennen in Scarl (1904).

[2]) Schön verwertet ist dieses Motiv als „Bergromanze" von einem unbekannten Dichter in Plaz. Plattner's Alpenstimmen. Schwyz 1859.

Anführerin bei Gesang und Reigen ist die Schneekönigin, die in kristallenem Palaste im höchsten Gletschergewölbe thront. Wenn sie ihren Schleier wehen läßt oder mit den nächtlichen Wolken um die Berge zieht, so schneit es. Wenn der Regenwind die weißen Nebelflore um die einsamen Felsen der Hochwildnis treibt, oder der Mondstrahl auf dem Gletschereis ein silberblinkendes Wölklein umspielt, dann haben wir noch heute die Erscheinungen vor uns, welche zweifellos in alten Zeiten einem sagengläubigen Volke zu jenen Phantasiegebilden verhalfen. [1])

Nicht immer haben diese Gestalten eine bezaubernde Schönheit, und auch in ihrem Charakter schwanken sie. So sind die Dialas von Remüs im Unterengadin eher häßliche bösartige Wesen, etwas Hexenartiges haftet ihnen an. Sie steigen etwa die Kamine herab und erregen Lärm und Unordnung in der Küche. Sie wohnen auch in den Wäldern und verhindern das Schlagen der Tannen und Lärchen. [2])

Im ganzen aber gehört diese Sagengruppe zu dem Duftigsten, was die Volksphantasie gewoben hat.

Die wohl am weitesten im ganzen Alpengebiete verbreitete Sage ist die von der Blüemlisalp. Es gibt wohl nicht manchen schönen Gletscher und nicht manches große Trümmerfeld, von denen das Volk nicht zu erzählen wüßte, daß da, wo jetzt Firnmulden sich niedersenken und wilde Felsplateaus sich dehnen, einst blühende Alpen und Dörflein gewesen seien. Natürlich ist es ja, daß der Alpenbewohner sich fragt, wie ist dieses oder jenes Naturobjekt entstanden. Das Bedürfnis nach der Erklärung des Entstehens der Dinge ist aber bei ihm nicht so groß, daß er mit Hingabe und Leidenschaft, mit Aufbrauch der geistigen Kräfte darnach ränge. Die Natur

[1]) Luck, Rhätische Alpensagen, S. 35.

[2]) Nach mündlichen Mitteilungen der Frau Regierungsstatthalter Eya in Schuls. (1904).

selbst wird nicht befragt. Er begnügt sich leicht mit wenigem und damit schaltet seine Phantasie mit großer Willkür. So entstehen freilich wilde Gewächse abseits von allem Dogmatismus, dafür aber entbehren sie um so weniger einer eigenartigen poetischen Schönheit. Unter den zahlreichen Sagen, die dahin gehören, nehmen eben die Blüemlisalpgeschichten breiten Raum ein. Neben ihnen nennen wir noch diejenigen, welche von der Entstehung der schönsten Alpenblumen: der Alpenrose und des Edelweiß erzählen. Viele von ihnen sind von Dichtern als dankbarer Stoff für Erzählungen und Gedichte verwertet worden. Am ausführlichsten haben das Abrah. Eman. Fröhlich getan in seiner Erzählung „Blüemlisalp" und G. Kuhn in dem erschütternden Lied „Entstehung der Alpenrose".

Habsucht, Geiz, Undank, Hochmut, Leichtsinn, Spott, Unglauben rächen sich allzeit auf Erden, das ist die Moral und der Refrain dieser Geschichten. Zugleich aber klingt in ihnen die Sehnsucht nach jenem goldenen Zeitalter an, der feste Glaube an die aetas aurea, an jene entschwundenen Tage, wo fromme Menschen im Schutze wohlwollender Geister ein paradiesisches Dasein im Hochland genießen konnten.

Der ewige Jude, Ahasver, hat sie noch gesehen, die alte Zeit, wo an der Schrattenfluh [1]) und auf der Grimsel süßer Wein in goldenen Trauben gedieh, und auf dem Theodulplateau prächtige Weiden sich dehnten um eine schöne volkreiche Stadt. Natürlich will es uns scheinen, daß die Alpenbewohner zu derartigen Vorstellungen gekommen sind. Einmal ist es schon oft erlebt worden, daß ein Berg- oder Gletschersturz eine Alp, eine Hüttengruppe begrub, zum andern zaubert die Phantasie dasjenige am ehesten in leuchtenden Farben vor, wonach der Mensch sich sehnt; und die Sehnsucht eines Alpenbewohners wird doch wohl am ehesten die nach dem Besitz einer schönen ertragreichen Alp sein. In dieser Beziehung

[1]) Lütolf, Sagen ꝛc. S. 58.

ist der Wüstenaraber, der seinem geliebten Kamele von wasserreichen Palmenhainen und glänzenden Städten vorflüstert im Sonnenbrande, dem Alpensohne verwandt.

Es ist wunderbar, wie gerne und oft die gesamte Alpensage dieses Thema abwandelt in allen möglichen Variationen. [1]) Im engen Zusammenhang dazu stehen als Phantasiegebilde der Sehnsucht jene auch nicht so seltenen Geschichten, die von kühnen Gemsjägern und über Eis und Fels liegenden, unzugänglichen wunderbaren Gemsrevieren erzählen. Vom Gemsjägerberuf, als solchem schon ist der Geschichten Legion. Das liegt ja so nahe. Je gefährlicher ein Beruf, je weniger seine Ausübung beobachtet werden kann und je weniger Menschen ihn erwählen, desto lieber beschäftigt sich Frau Fama damit. Und die Waidmänner haben, diese Tatsache kennend und ausnützend, wohl zu allen Zeiten dafür gesorgt, daß man von ihren Taten spricht. Ein Gemsjäger ist mehr als ein gewöhnlicher Mensch, daher erlebt er auch Außergewöhnliches, ja sogar Wunderbares. Er versteigt sich, weiß weder vor- noch rückwärts, husch ist eine Bergfee, ein Geist oder ein Zwerg da, hilft ihm aus der Not, gegen das Versprechen, nie mehr in das Bereich ihrer Gemsen vorzudringen. Er tut's, aber die Jagdleidenschaft ist stärker als sein Wille, trotz einer zweiten Warnung steigt er wieder hinauf, um ein edles Grattier zu erjagen; da ereilt ihn das Verhängnis. Diese Sage ist bekannt. Sie ist eine Schwester der Wurzelgrabersage in Rübezahls Garten.

In Gegenden nun, wo die Gemsen stark im Abnehmen begriffen waren, lag es nahe zu glauben, es sei einst anders gewesen, und zu wünschen, es möchte irgendwo noch ein Gemseneldorado im verborgenen sein. Es hat schon noch, aber man kommt ihnen nicht bei. Wo der Wunsch so lebhaft

[1]) Vgl. dazu Gempeler, Heimatkunde des Simmentales 1904, Seite 337.

ist, da stellt sich auch die Antwort ein, aber die Phantasie ist ihr Vater. (Im „Zlatorog" hat Rud. Baumbach nach einer slovenischen Sage das Thema aufs glücklichste poetisch behandelt. Dort kommt noch hinzu die Sage von einem wunderbaren Gemsbock mit goldenem Geweih im Revier des Triglav.) Die seltene weiße Gemse findet man in den schauerlichen Gredetschbergen des Wallis und den unglücklichen Jäger dazu. Auch die nur alle dreimal sieben Jahre von einem auserwählten Gemsjäger geschaute Paradiesalp des Jagdwildes liegt droben irgendwo auf dem Matterberg bei Zermatt. Dort gibt es herrliche Steinböcke und Gemsen, Adler und Geier, Schneehühner und Birkhähne; sie leben alle friedlich beisammen. Die Matten prangen im Schmucke der Alpenrosen und Gentianen, ja uralte Platanen und Ahorne spenden kühlen Schatten, und Pinien tragen Zapfen, deren Kerne süß wie Mandeln schmecken. Davon darf der eingedrungene Jäger essen, aber die Büchse darf er nicht anlegen.[1])

Während hier die Phantasie ein lebenstrotzendes Bild schafft, verdüstert sie sich auf der andern Seite wieder im Gedanken an den Tod und an diejenigen, die der Unerbittliche schon hinweggerafft. Das Totenvolk! — Nur mit gedämpfter Stimme erzählen die Sennen und Jäger davon. Der und jener hat sie gesehen, die „armen Seelen", wie sie in Mondnächten von den Felsen und Gletschern herabstiegen, langsam, in weiße Gewänder gekleidet. In feierlicher Prozession, Gebete murmelnd, umwandeln sie die Kapelle und dann kehren sie dieselbe Richtung wieder zurück. Die Totenzüge halten gewisse Wege und Straßen inne; man darf sie ihnen ja nicht mit Steinen, Holz oder Bauten verlegen, sonst belästigen und schädigen sie Vieh und auch Menschen. Man

[1]) Vgl. Ruppen, Walliser-Sagen, S. 71.

denke an die Frieſenwegſage im Saanental.[1]) Oefters treten einzelne Tote aus den Reihen als klagende, bittende und ſelbſt belohnende. Man hört ſie auch etwa wunderbar ſingen in den Berghalden und Felſenwänden, aber nur dann, wenn ſie die Gewißheit haben, bald erlöſt zu werden und in den Himmel zu kommen. Im Wallis ſchwebt die Totenvolkſage faſt in allen Tälern. Auch in Graubünden iſt ſie weit bekannt. In den Quatembernächten ſteigen die armen Seelen zu Tauſenden aus den blauen Spälten des Aletſchgletſchers.[2]) „Hoch oben im Natiſſerberge ob Riſchinen iſt der einſame Weiler Eggen. Dort war ein in einer Quatembernacht geborener Jüngling mit Holzfällen beſchäftigt. Bei einbrechender Nacht kehrte er heim. Im Hauſe gegenüber ſah er alle Fenſter beleuchtet und hörte luſtige, aber altväteriſche Tänze aufſpielen. ‚Was iſt das?‘ ſagte er zu ſich ſelbſt. ‚Ich glaubte mutterſeelenallein da oben zu ſein, und nun wird getanzt.‘ Er eilte ſein Nachteſſen zu bereiten und ging hernach zu ſchauen. Durch eine Oeffnung ſpähte er in die Stube. Da ſah er Lichter auf dem Tiſche und an der Ecke desſelben den Geiger und noch andere Perſonen. Aber ſie und alle Tanzenden waren in altväteriſcher Tracht; dabei vernahm er von den kreiſenden Paaren ein ſeltſames Klingeln wie von kleinen Eisſchollen. Als er nun aufmerkſamer die Tänzer und Tänzerinnen betrachtete, bemerkte er zu großem Erſtaunen, daß ſie alle kleine Eiskerzen und Schöllchen an den Kleidern trugen, und auch die Finger an den Händen ſahen wie Eiskerzen aus. Im gleichen Augenblicke erblickte er eine Jungfrau, die ihm wegen ihrer Kleidung ganz bekannt vorkam. ‚Mein Gott,‘ dachte er, ‚die gleicht wie ein

[1]) Vgl. Romangs Gedicht „der Frieſenwäg“, ſowie „Die Geiſterſagen der Hochalpen“. Schweizerhaus 1872, Seite 202 u. f.

[2]) Vgl. Ruppen und Tſcheinen, Walliſer-Sagen. (1. Teil, S. 40—42).

Wassertropfen dem andern meiner unlängst verstorbenen Liebsten. Was ist das für eine Gesellschaft?!' Und eben wie er das dachte, wandte sich das Mädchen um und winkte ihm mit der Hand, er solle hereinkommen. Jetzt erkannte er sie vollkommen. Eiskalt wurde ihm vor Schrecken. Hastig floh er in seine Wohnung und legte sich fröstelnd zu Bette. An Schlaf war nicht zu denken. Da tat sich gegen Mitternacht die Hauspforte auf, und er hörte schon an die Stubentüre klopfen. Er versteckte sein Haupt unter die Decke und schwieg. Da ging die Türe leise auf, er guckte ein wenig hervor, es war die Gestalt eines Weibes. ‚Emma!' dachte er mit klopfendem Herzen und verbarg sich wieder. Da hörte er das wunderbare Eisklingeln wie im Tanzsaale, aber immer näher seinem Bette. Seine Furcht stieg. Der Geist legte sich neben ihn. Ein Angstschrei entfuhr dem Jüngling: ‚Wer bist du?' Da war es ihm, als wenn ein eiskalter Schatten sich über ihn beugte und seine Lippen berührte. Damit gewann der Geist Atem und Leben und dem Jüngling entschwand nach und nach alle Furcht. Das erste, was der Geist fragte, war: ‚Kennst du mich?' Darauf antwortete er: ‚Ja, du bist Emma!' — — Worauf der Geist wieder: ‚Ja, ich bin es, deine ehemalige Freundin; ich komme aus dem Aletsch und muß mit den andern an den Quatembern hier tanzen; womit man gesündigt, wird man gestraft. Dank, daß du mich angesprochen! So werden die andern und ich Erlösung finden. Willst du dazu helfen?' ‚Ja', erwiderte der Furchtlose, ‚alles will ich tun, es mag noch so schwer sein.' — — — Was weiter geschah, verschweigt die Sage. Er blieb ledig und glücklich und wurde ganz verändert in seinem Wesen, als wenn er eine geistige Vermählung mit Emma eingegangen wäre." [1])

[1]) Vgl. „Der gespenstische Hirte der Torrent-Alp" bei Jegerlehner, Das Val d'Anniviers. 1904. S. 116.

Damit haben wir das Wesentliche in der Alpensage gestreift. Natürlich gibt es noch eine Fülle von einzelnen Geschichten, die sich inhaltlich weniger leicht gruppieren lassen. Die meisten davon haben mit der Alpennatur wenig zu tun; sie knüpfen teils an historische Ereignisse an, teils sind sie einfache Kopien der allgemeinen deutschen Volkssage.

Im ganzen wollen diese Alpensagen vorsichtig behandelt sein. Willkürlich entstellende, fremde Zusätze brauchen sie nicht; denn es mangelt ihnen, wie die wenigen Beispiele beweisen, weder an Farbe noch an Leben. Mehr als ein Schweizerdichter des neunzehnten Jahrhunderts hat es versucht, sie in gebundener oder ungebundener Form zu verwerten, aber nur selten ist es gelungen, den Ton reiner Volksdichtung zu treffen. Allzuoft entstand ein unglückliches Gemisch von Kunst- und Volksdichtung, und die Folge davon war und ist in der Regel immer noch ein schnelles Vergessenwerden trotz allen guten Absichten. Das haben patriotisch gesinnte Dichter wie Wyß, Reithardt, Bergmann und andere erfahren müssen. Ihre Gestalten sind nicht greifbar genug, ja die Sagen selbst werden erdrückt im allzubreiten Rahmen von Naturschilderungen und Betrachtungen. Das Dramatische, das in einem Großteil der Alpensagen liegt, künstlerisch ausbauen zu können, war ihnen nicht gegeben. Und darin läge doch wohl eine der dankbarsten Aufgaben. Für Ballade und Romanze wäre reichliche Nahrung vorhanden.

---

2. Kuhreihen, Alpsegen.

So vielgestaltig und beliebt auch die Sage im Alpenlande war und ist, so macht sie doch nicht allein den Inhalt alpiner Volksdichtung aus. Wenn auch bedeutend weniger in die Breite fallend, dafür um so wertvoller und lehrreicher sind

die alpinen Volkslieder. Sie schöpfen ihre Motive aus dem täglichen Leben und Treiben, aus Beruf und Sitte der Bewohner und aus der sie umgebenden Natur. Genau befolgte Versregeln und wohlgegliederten Strophenbau wird man darin nicht suchen wollen, und doch findet man neben der größten Holprigkeit nicht selten eine gewisse Grazie. Dem Inhalt nach sind sie in den verschiedenen Gegenden nicht so wesentlich verschieden. Das ist wohl zu erklären, wenn man sich daran erinnert, daß Natur und Beschäftigungsweise im großen Allgemeinen so ziemlich ähnlich sind.

Als das einfachste, primitivste Volkslied ist hier wie überall der Jauchzer anzusehen. Jedes Tal, ja fast jeder Ort hat seinen Jodler. Wer kennt nicht den Greyerzer? An die Herkunft derselben knüpfen sich eine Reihe von Sagen, so wie an die Entstehung des Alphorns und des Kuhreihens. Mit einem Jodler als Refrain ausgestattet, treten die Kuhreihen[1]) auf.

Die Bedeutung der Kuhreihen für das Bergvolk ist nicht gering anzuschlagen, wenn auch vielleicht nicht so groß, wie der geistreiche Franzose Sainte-Beuve meinte: „Tout vrai Suisse a un ranz éternel au fond du cœur.“ Bezeichnend hiefür wäre, wenn geschichtlich wahr, jenes Verbot bei den in Frankreich in Dienst stehenden schweizerischen Truppen, die Melodie des Kuhreihens vorzuspielen, weil die Soldaten hiedurch so sehr vom Heimweh erfaßt worden, daß viele desertiert seien. Sie werden gewöhnlich gesungen bei der Auffahrt zur Alp oder bei der Talfahrt. Sie geben der

[1]) Ueber die sagenhafte „Entstehung des Kuhreihens“ gibt in anmutiger Weise Auskunft J. J. Romang, Alpenrosen 1869, S. 163 u. f. Verwandt damit ist die Urner- und Haslitalersage von der Herkunft des Jodelns. Zahn Ernst verwertete diese im „Jodelbueb“ 1902. Vgl. auch Lütolf A., Sagen S. 457.

Freude am Sennenberufe ungezwungenen Ausdruck. Die stattlichen Kühe und Rinder, „die starken und die zarten", werden — oft mit Namen — gelobt; die Reihenfolge wird genannt, wie sie bei der Auffahrt und beim Melken in der Alphütte eingestellt werden sollen. In Ormonds werden die Kühe eingeladen, auf den Melkplatz oder in die Schirmhütte zu kommen.

Im großen Kühreihen der Oberhasler heißt es:

„Har Kuhli, ho loben, der Senn ist jetz d'oben,
Trieb g'waltig hiedüren, die Stärksten vorfüren,
A d's Wildi muß der Schär!
Die Musi zum Balki, die Zusi zum Falki,
A d'Falki der Dubel, a Dubel der Knubel,
A Knubel muß der Bär;
Zum Bär muß d's Wyßfüesli, blybt de denn dem Ein-Spiesli
Sys Hälftli lär?"

Die Kuhreihen preisen auch die fetten Weiden mit ihren schönen Blumen, die schneeigen Firne, die von den Höhen niederglänzen, die goldene Freiheit des Aelplerlebens. Sie verraten auch die Liebe des Sennen und seine Sehnsucht.

„Ach Schätzeli, komm zu mir auf d'Alp,
I will der Nidle scheiden;
Wer sich i d'Lieb tut lassen ein,
Der macht sich selber große Pein,
Gar selten gibt sie Freuden!"

Auch was so ein Senn wünscht und braucht, kommt in scherzender Weise zum Wort. So singt man etwa in Unterwalden:

„Es Husli, e Matte, e Gade, e Weid,
Zum Chriese-n e Chratte, zum Buen es Chleid,
Und au es paar Chueli, es Chalb und zwei Schaf,
Und hölzigi Schuehli, cha laufe recht brav.
Für's Melche en Eimer, es Bräntli, e Chrueg,
Zum Ziger e Feimer, und Mutte bis gnueg.
Es Wibli und Gofä, sechs Hüender, e Chatz,
Es ist hinterm Ofä für alli gnueg Platz."

Wie in den Sagen, so bildet auch in den Liedern die Liebe eines der Hauptmotive. Unerschöpflich wie die Regungen des Gefühles sind auch die Variationen dieses Themas. Die Töne sind meist recht kräftig, aber ergreifende Weichheit und Innigkeit ist ihnen auch nicht fremd. Bewußte Lüsternheit fehlt ihnen in der Regel, es ist eigentlich eher urwüchsige Grobheit und derbe Wildheit, mit der das sexuelle Moment gelegentlich abgetan wird. Merkwürdig häufig weiß das Bergvolk von verschmähter Liebe und daraus entstandenem Unglück zu singen. Da ist der arme Geißhirt, der aus Liebe zu der mit ihm spielenden hablichen Sennerin Edelweiß holt von schwindelnden Fluhbändern, oder ihren Namen nach ihrem frivolen Wunsch an eine jähe Felswand schreibt und dabei erfällt. Gottfried Kuhn's Lied von der Entstehung der Alpenrose schildert nach einem offenbar bereits vorhanden gewesenen Stoffe die Liebe eines Jünglings zu einem reichen Mädchen, das im Uebermut und in Verkennung der Tiefe der Neigung den Armen drängt, Blumen zu holen von der schwindelnden „Spitzenfluh" ob Merligen am Thunersee. Er tut es und stürzt ab. Nun übernimmt sie die Reue, sie stirbt vor Weh an seiner Leiche; aus den Blutstropfen aber entstand die rote Alpenrose.

Das Liebesglück in der stillen Alphütte, die Sehnsucht des Sennen nach der Liebsten im Tale sind Motive, die auch in dem allgemeinen deutschen Volkslied längst beliebt geworden sind. Das Liebestrutzlied, in Oberbayern und im Tirol reich vorhanden und stark gepflegt, findet sich in den Schweizeralpen ziemlich selten. Wenn der Vater dem Sohne nichts geben will zur Heirat, so singt man etwa im Simmental:

„U git er mer nüt, su hüüsche-n-im nüt,
U nimme miis Pfärzi u frage-ne nüt."

Wenig poetischen Duft tragen die Lieder und Sprüche, die vom Heiraten und Eheleben handeln. Die Meinung des

Junggesellen Schopenhauer, man halbiere dadurch die Rechte und verdopple die Pflichten, hat in verschiedenen Tälern recht derben Ausdruck gefunden. Das zänkische, böse, dem Manne stets auffitzende Weib kommt dabei so schlecht weg wie etwa in einzelnen Fastnachtsspielen des 15. Jahrhunderts.

Häufig und beliebt sind jene Lieder, welche eine Verherrlichung der Berge, den Stolz auf die Heimat, die keiner andern gleichen soll, enthalten. So heißt es in einem Glarnerlied:

„S'ist nüd groß, mer wüsseds schu,
Doch mer dörfeds luege lu;
Säged nu, ihr hebeds gsieh,
Und derna, was wänd si mih.
Wie ne Brut im Hochsetgwand
Ist im Summer ds Glarnerland."

Die Volksdichterin Caecilie Jmobersteg preist ihr Heimattal mit den schönen Worten:

„Jm Siebetal, im Siebetal,
Da g'fallt's mer ging am beste,
E Bärgchranz zieht sich wie-n-e Wall
Zringsum von Ost nach Weste.
Jm Siebetal, ho lu-o-di
Ghört früey u spat mu juzze
U d'Buebe stütze ds Guggeli,
Bis d'Hosi revoluzze.

Jm Siebetal lat z'Ustagzyt
Mu d's Veh scho fruey uf d'Matti,
Da tönt es lustigs Gloggeglüt
U d'Tieri het mu glatti.
Sobald Taumantel, Fätsch u Chlee
Di sihße Läger decke,
De giltets z'Bärg uil mit dem Veh,
Ga d's chüschtig Bärggras z'fecke.

Jm Siebetal, wo frisch u nett
D'Bärgroseslude blüeije,
Wo's Nidle, Milch und Brusel het,
Fragt's nüt, da muß mu trüeije.

Im Siebetal, juhe, juhe!
Wachst d's Gold prägts uf de Bärge.
Chascht üser hübsche Tschägge gseh,
De säg, la wier üs z'wärge.

Im Siebetal bin i dehim,
Wo Bäch u d'Simme ruusche,
Verwachse bi-n-i ganz mit ihm,
U möcht is nit vertuusche.
Bhüet Gott mym liebe Siebetal
Sy Ihfachheit u d'Sitte!
Bhüet Gott dich viel, viel tusig mal,
Liebs Tal, zu alle Zyte."

Dahin gehört auch das prächtige Entlebucherlied von Laurenz Hildebrand:

„Es schöners Ländli cha nit si
As d's Entlibuech, mis Heimatland;
Wer einist da ist häbli gsi,
Dä chlebt em a mit Härz und Hand.

Im Tälti wachst üs, was mer wei,
Und d'Alpe gei üs chüstigs Gras,
Und d'Flüeh die schönste Meie — nei —
Mi Seel! es gfallt mer niene bas."

In den Schweizer Voralpen, wo Viehzucht und Käswirtschaft mehr als anderswo gepflegt werden, hat natürlicherweise die Volksdichtung auch diesbezügliche Motive zahlreich aufgenommen. Weide, Vieh, Käse, Reichtum, gesunde Luft, Volksspiele werden im Liede gepriesen. So lernte Wyß der Jüngere auf einer Fahrt durchs Frutigland, nach Adelboden den Kirchmeier Peter Josi kennen, welcher ein 42 achtzeilige Strophen umfassendes „Geringes Gedicht über unsere lieben und guten Kühe, und schönen und guten Berge hier in der Talschaft Adelboden im Amt Frutigen" verfaßt hatte. Wyß wollte sogar einen wohltuenden Unterschied und erhebenden Abstand zwischen diesen gutgemeinten Naturlauten, denen allenthalben asketische Bemerkungen eingewebt seien, und Hallers „Alpen" herausfühlen.

Das Lob der Heimat wird in der Schweiz viel gesungen. Leicht lassen sich hier Abstufungen machen. Es gibt Lieder, die dem allgemeinen Vaterlande gelten; andere besingen einzelne Gaue und Talschaften, dritte preisen einzelne Dörfer, Höfe und Alpen. Nicht selten ist die letzte Gruppe in den Alpenländern; besonders in Schwyz scheint das Dorflied emsig gepflegt zu werden von der neuern Dialektdichtung. Weit verbreitet ist das muntere Rigilied, allerdings in recht verschiedenen Variationen. In den Berneralpen singt man etwa das lange „Kühерlied der Oberländer".[1]) Zuerst wird darin das untere „Sibethal" gepriesen, dann folgen

„Das Stockhorn und Hohniesen,
Die haben gar schöni Weyd."

Nicht minder rühmt es die Alpen im Revier der Spillgerten. Im Saanenland

„Dört sy die Rüdischbergen,
Der Horeberg und Sanatz,
Und no viel ander Bergen,
Sie haben nit alli hier Platz.

Vom Michelstag bis Meyen,
Thun d'Hirzen, d'Gemtscheni, d'Reh,
D'Weißhase — hie gedeyhen,
Sie weyden wohl mit dem Veh!

Die Saner hey gut Wäsen,
Sie ziehen aus allem viel Nutz!
Sie mache gar feisti Käsen,
Die haben viel guete Schmutz."

Dann lobt das Lied das Frutigland, Adelboden, Interlaken.

„Im Luterbrunn sind Weyden,
Sie stoßen a d'Gletscher zue,
Soll d's Gah dir nit verleiden,
So nimm hier hölzigi Schueh."

---

[1]) Schweizer-Kuhreihen und Schweizer-Kühерlieder. Bern 1805. (Daselbst ist noch bemerkt, es sei zu singen auf der Spitze des Niesen, von wo aus man das ganze Oberland übersehe.)

Im Hasliland

„Da sy viel reiche Bauren,
Da sy viel hübschi Leut.
Me thut hie wenig trauren,
Es git hie viel guti Beut."

Historische Motive aus rühmlicher Zeit oder aus Tagen der Not enthalten alpine Volkslieder merkwürdig wenig. Sagenhafte Verzerrungen sind dem Volke viel genehmer. Erst in neuerer Zeit ist hierin eine Wandlung zum Bessern eingetreten. Geschichtliche Ereignisse in Verse zu bringen, ist ihm meist zu schwer, die Kunst-Dichtung muß hier einsetzen.

In die Mitte zwischen Volkslied und Spruch darf man den Alpsegen stellen, obschon er vielleicht älter als beide ist. Heutzutage ist er im Verschwinden begriffen und wird außer in Obwalden auf dem Urnerboden, und im Sarganserland wohl nur auf wenigen Alpen noch zu hören sein. Am Abend, bei einbrechender Dämmerung wurde und wird er noch im rhythmischen Tonfall gesprochen, laut und langsam, nahe der Sennhütte auf einer kleinen Anhöhe, durch einen Milchtrichter, so daß es weithin vernehmlich tönen soll. Gott, Jesus, Maria nnd die Landes- und Alpheiligen werden um Schutz und Segen angerufen.

Auf der einsamen Alp Fankhaus im Entlebuch kann man ihn heute noch also anhören: [1])

„O lobet, zu loben, in Gottes Namen loben.
O lobet, zu loben, in unsrer Frauen Namen loben.
O lobet, zu loben, in aller Heiligen Gottes Namen loben.
Gott und der heilige Wendel, Sankt Martin, Sankt Blasi
Und der vielselige Landesvater Niklaus
Wollen uns auf dieser Alp die lieb Herberig halten.
Das ist das Wort, das weiß Gott wo.

[1]) Vgl. Buß, Der Alpsegen im Entlebuch. Schweizer. Archiv für Volkskunde VI, 294 u. f.

Hier und auf dieſer Alp geht ein goldener Thron;
Darin da wohnt die lieb Mutter Gottes mit ihrem Sohn
Und iſt mit vielen Gnaden übergoſſen,
Hat die heiligſte Dreifaltigkeit unter ihrem Herzen verſchloſſen.
Das erſte iſt Gott der Vater,
Das zweite der Sohn,
Das dritte Gott, der heilig Geiſt. Amen.

Ave Maria!
Herzallerliebſte Mutter Maria!
Jeſu,
Lieber Herr Jeſu Chriſt!
Behüte uns Vieh, Seel' und Leib,
Ehr' und Gut und alles,
Was über dieſe Alp geht und iſt.
O lobet zu loben!
Alle Schritt und Tritt' in Gottes Namen loben!"

Schöner und tiefer lautet der von Friedrich von Tſchudi in den Sarganſeralpen vernommene Alpſegen:

„Ave Maria!
Bhüets Gott und unſer lieb Herr Jeſus Chriſt
Liber, Hab und Gut und alles, was hierum iſt.
Bhüets Gott und der lieb heilig St. Jöri,
Der wohl hier ufwachi und höri!
Bhüets Gott und unſer lieb heilig St. Marti,
Der wohl hier ufwachi und warti!
Bhüets Gott und der lieb heilig St. Gall
Mit ſeinen Gottesheiligen all!
Bhüets Gott und der lieb heilig St. Peter!
St. Peter, nimm die Schlüſſel wohl in dein' rechte Hand,
Bſchließ wohl dem Bären ſein' Gang,
Dem Wolf den Zahn, dem Luchs den Kräuel,
Dem Rappen den Schnabel, dem Wurm den Schweif,
Dem Stein den Sprung!
Bhüetis Gott vor ſolcher böſer Stund,
Daß ſolche Tier mögen weder kratzen noch bißen,
Wohl ſo wenig, als die falſchen Juden unſern lieben Herr Gott [bſchißen
Bhüets Gott alles hier in unſerm Ring
Und die lieb Mutter Gottes mit ihrem Kind!

Bhüets Gott alles hier in unſerm Thal,
Allhier und überall!
Bhüets Gott und es walti Gott, und das thue der liebe Gott!
Ave Maria!“ [1])

Daß der Alpſegen Mythologie enthält, iſt ohne weiteres klar, aber vielleicht doch weniger, als man etwa glaubt.

Nicht als ſpezifiſche Alpendichtung können die Volksſprüche angeſehen werden, ausgenommen etwa die wenigen, welche in föhnreichen Tälern an Häuſern geſchrieben ſtehen und Gott um Schutz gegen Lawine, Föhn und Feuersbrunſt bitten. Daß das Bergvolk im übrigen eine Fülle von Hausſprüchen, alliterierenden Wortſpielen, gereimten Sprüchwörtern und kleinen Spielliedern beſitzt, darf auch hier nicht unerwähnt bleiben.[2])

[1]) Vgl. Szadrowsky H., Die Muſik der Alpenbewohner. Jahrbuch des S. A. C. 1867—68, Seite 316. Er hat den Segen gehört auf der Alp Laſa am Gebirgsſtock der grauen Hörner. Es iſt auffallend, wie wenig ſeine Wiedergabe und diejenige Tſchudis voneinander abweichen. — Den Alpſegen auf dem Urnerboden teilt mit Kind P., Ein Spaziergang auf dem Urnerboden. (Schweiz 1899, III, 509).

[2]) Vgl. z. B. Gempeler, Heimatkunde des Simmentales, S. 376—383.

B. Kunstdichtung.

I.

Die Entwicklung der Alpendichtung, insbesondere der Kunstdichtung, hängt, wie wir einleitend bemerkten, aufs Engste zusammen mit der Entwicklung des Alpinismus. Die eigentliche Entdeckung und systematische Erforschung der Alpen beginnt aber erst mit dem 19. Jahrhundert — als Vorarbeiter gelten immerhin Joh. Jak. Scheuchzer (1672 bis 1733) und einige Botaniker —, rückt langsam vorwärts, blüht dann in der zweiten Hälfte ungeahnt rasch empor. Dementsprechend verläuft auch die Entwicklung der hiedurch geweckten Kunst. Die Blüte der schweizerischen Alpendichtung ist also der neuesten Zeit vorbehalten geblieben.

Wohl gab es einzelne wenige Männer, die in Versen die Schönheit der Bergwelt zu preisen versucht hatten. Aber als eigentliche Dichter können sie nicht gelten. So schuf der Berner Pfarrer Hans Rudolf Rebmann (1566—1605) ein beschreibendes Lehrgedicht „Gastmahl und Gespräch zweier Berge, des Niesen und Stockhorn" (1605).[1] Das Ganze ist ein umfangreiches Machwerk, aber der Dichter verrät doch offenen Sinn für Größe und Schönheit der Natur. Er will darin Erkenntnis und Betrachtung lehren und verliert sich dabei — wie das der Lehrdichtung leicht passiert — in weitschweifige, zum eigentlichen Thema gar nicht gehörende kosmographische und geographische Erör-

[1]) Vgl. Bächtold, Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz. 1892, S. 451.

Dübi H., Der Alpensinn in der Literatur und Kunst der Berner 1901, S. 7 u. f.

terungen, welche mehr die Gelehrsamkeit des Mannes als seine dichterische Anlage zeigen: Der mächtige Berg Niesen hat auf St. Cyriakstag 1600 seinen Nachbarn, das alte Stockhorn, zu einem fürstlichen Mahle geladen. Während desselben halten sich nun die beiden vor allem Hofgesinde einen endlosen Vortrag. Sie verbreiten sich über Weltschöpfung, Gestirne, Luft und Winde, Wasser, Quellen, Flüsse, Seen und Meere, endlich über die Erde und ihr Wesen. Dann reden sie von den Bergen, ihrer Entstehung, ihrer Blumenwelt und ihrem Tierleben, von Firnen und Gletschern, Schneebrüchen und Bergstürzen. Ausführlich werden die Berner- und Walliser-Alpen dargestellt. Inzwischen ist die Nacht hereingebrochen, Niesen und Stockhorn verabschieden sich.

„Nun hat der Tag sich fast geneigt,
Der Abendstern sich bald erzeigt,
Wir sehen schon den Schatten fallen
Im Land von unsern Bergen allen.
Der Tag nunmehr gekühlet hat,
Dieweil die Sonn' fast untergat,
Drumb ziehen wir von hinnen ab,
Fast wol ich mich belustigt hab."

Erbauliche Betrachtungen sind nur zu reichlich ins Ganze eingelegt. Die Anregung zu diesem seltsamen Gedicht hatte Rebmann hauptsächlich aus Rhellicans 1537 erschienener „Stockhornias", einer in Hexametern beschriebenen Stockhornbesteigung, empfangen. Ob das Gespräch dagegen in den dürren Tagen des 30jährigen Krieges manchem Leser Trost und Erhebung zu spenden vermocht hat, halten wir für sehr fraglich.[1]) Jedenfalls zu poetischem Schaffen scheint es niemand befruchtet zu haben. Dazu fehlte ihm eben bei allem Respekt vor der Hoheit und Majestät der Gebirgswelt doch die zündende Begeisterung, die Leidenschaft, die andere mitzureißen

[1]) Vgl. Peyer Gustav, Geschichte des Reisens in der Schweiz. 1885, S. 40.

vermag. Offenbar ist Rebmann auf den beiden Bergen gewesen, die sie umgebenden Voralpen kennt er ziemlich genau, verschwommen sind dagegen seine Kentnisse des Hochgebirges, insbesondere der Gletscher. Den eigentlichen ästhetischen Genuß konnte Rebmann noch nicht haben, er dachte wie seine Zeit noch zu praktisch. —

Daß das 17. Jahrhundert mit seinen verheerenden Kriegen und Geschmacksverirrungen sich beinahe den Ulpen verschloß und sich mit verworrenen Legenden über ihre Beschaffenheit begnügte, ist nicht verwunderlich. Aber gerade das ungeheure politische, soziale und geistige Elend, das es zeitigte, bereitete vielleicht den Boden vor für die kommende Renaissance des Ulpensinnes. Es schuf Sehnsucht. Ein mächtiges Excelsior mußte kommen.

Den ersten weithin schallenden Weckruf erhob Albrecht Haller (1708—1777) von Bern, als er im Jahre 1729 „die Ulpen" schuf. Mit ihm muß man auch Rousseau nennen, obgleich dessen Begeisterung für die Natur geradezu Schwärmerei gewesen ist. Haller hatte vor ihm den Vorzug, die Bergwelt persönlich aufgesucht, in ihre intimen Geheimnisse, in ihre verborgenen Winkel hineingeschaut zu haben. Rousseau ist nur an den Genfersee und ins Walliser Rhonetal gekommen. Haller schwur auf keinerlei Autoritäten, weder in der Wissenschaft noch in der Kunst. Uls ein freier, selbständiger Mensch kam er hin, um die Natur zu schauen und auf sich wirken zu lassen. Von den herrlichen Gestaden des Leman, an denen später Leuthold und C. F. Meyer träumten, zog er, begleitet von Joh. Geßner, ins Wallis hinein, stieg auf die Gemmi und schaute hier entzückt und erschüttert zugleich das grandiose Panorama der Monte Rosawelt. Und dann wie er die saftigen Weiden und Täler hinabstieg, an rauschenden Wasserfällen vorbei, da sah er die farbensatten Blumen, Edelweiß, Ulpenrose und Enziane. Ueber den Jochpaß erreichte er den Vierländersee. Nun regte es sich in ihm. Uls eifriger Botaniker

fing er an zu sammeln, unermüdlich, um der Welt zu zeigen, wie reich die Flora der Bergwelt sei. Aber der Dichter war wohl jetzt noch größer in ihm als der Forscher und Gelehrte. Er mußte seiner Begeisterung, seiner übervollen Sinnen- und Gedankenwelt Ausdruck verleihen in schwungvollen Worten, schwer und plastisch wie die Berge, farbig und üppig wie die Blumenpracht. Und es gelang ihm! Kein zweiter zuvor! Die ganze gebildete Mitwelt las staunend und bewunderungsvoll das erste Hohelied auf die Alpen. Ein Lessing geriet in Entzücken ob Hallers Kunst, die Kräuter und Blumen der Gebirgswelt so anschaulich malerisch zu schildern. In Frankreich fand der Dichter ungeahnt großen Beifall. Zweifellos wäre der Erfolg noch viel größer geworden, wenn nicht die Bekämpfung der politischen Korruption Frankreichs Interessen anderwärts aufgesogen hätte.

„Die Alpen" Hallers haben in der ganzen deutschen Literatur kein Vorbild. Mag das Gedicht auch im Versbau und in der Komposition als verfehlt gelten, so muß man ihm heute noch eines lassen, das ist: großartige, naturwahre Schilderungen, packende Gemälde gesunder Hirtenkraft und Sittenreinheit, und nicht minder echt republikanische Gesinnung und philosophischen Tiefsinn. Die Größe eines Dichters besteht nicht zuletzt darin, daß er seiner Zeit aus dem Herzen spricht. So wird sein Dichterwerk auch noch eine menschliche Wohltat und empfängt dadurch doppelte Bedeutung. Dies Lob gebührt Haller und seinen „Alpen". Die Mitwelt war politisch und moralisch krank. Haller hatte das deutlich gesehen auf seinen Reisen in Deutschland, England, Frankreich, und — sagen wir es nur — in seiner eigenen Vaterstadt. Die damalige Gesellschaftsphilosophie war materialistisch, trotz aller offiziellen Frömmelei. Und die Praxis war meist schlimmer als die Theorie. An Unschuld wurde kaum mehr ernsthaft geglaubt in französischen und englischen Salons. Aber es gab doch Elemente, denen

ekelte vor diesem Marasmus in Moral und Philosophie. Sie trugen Sehnsucht nach Besserem in sich. Gerade diese waren es, die Haller so zujubelten, die ihm dankten für seinen Glauben an Sittenreinheit und Unschuld. So wurden durch eines Dichters Zunge die Alpen zur Heimat und zum Hort moralischer Gesundheit. Sie, die ewigen Berge mit ihren hundert Gefahren, mit dem „Neid der Elemente", wie es der Dichter nennt, erhalten das Hirtenvolk gesund und rein, weil sie den in ihnen wohnenden Menschen zwingen, mit den Naturkräften zu ringen, dem Boden einfache Nahrung abzugewinnen. Von großen Gütern kann da keine Rede sein, noch weniger von großen Ansprüchen. Zu diesen fehlt die Zeit und Gelegenheit, jene verhindert die Natur selbst, oder „die von der Natur geleitete Vernunft". Weil jeder mit sich selbst genug zu tun hat, so fehlen hier Gesellschaftskabalen, heimlich wirkendes Intrigenspiel, verblendete Ehrsucht und hohle Phrase. Die Gelehrsamkeit ist allerdings auch nicht da. Aber ist denn *sie* das Glück?

„Hier hat die Natur die Lehre recht zu leben
Dem Menschen in das Herz und nicht ins Hirn gegeben."

Daraus stammt auch „die Gleichheit der Alpenleute". Diese Freiheit zeigt sich deutlich bei den sogenannten Bergfesten, bei denen die ungeschminkten natürlichen Gefühle hervortreten. So etwa die Liebe.

„Die Liebe brennt hier frei und scheut kein Donnerwetter,
Man liebet für sich selbst und nicht für seine Väter."

Auch das Blut ist rein, es schleicht darin „kein erblich Gift von siechen Vätern".

Das Volk liebt nicht die tiefen Täler, noch weniger die Ebene; es sucht die Höhe der grasreichen Alpweiden, sobald es kann, um da oben ein glückliches, einfaches, aber wahrhaft freies Leben zu führen. Streng ist die Arbeit, frugal die Kost, aber froh der Sinn und stark der Mut. Im Winter,

wenn Schnee und Eis die Welt begräbt, ruht das Bergvolk behaglich aus, ohne dabei auf Irrwege zu geraten. Es pflegt seine einfache Kunst am Herdfeuer, redet von Tell und von den siegreichen Schlachten der Vorväter und träumt von neuem Ruhme. — Wohl begreifen müssen wir es, daß die Schilderung eines solchen Menschendaseins auf die moralisch und politisch verseuchte Gesellschaft Eindruck machen mußte, noch mehr aber auf die, die nach Regeneration sich sehnten. Trefflich ist der Dichter auch in der Schilderung der Natur. Er vermag darin überall „Wunderwerke" zu sehen, die ihn zum Denken und Forschen zwingen. Freilich gibt er uns oft mehr Beschreibung als Stimmung. So etwa:

„Dort ragt das hohe Haupt vom edlen Enziane
Weit übern niedern Chor der Pöbelkräuter hin:
Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst bückt sich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Türmt sich am Stengel auf und krönt sein grau Gewand;
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt mit dem bunten Blitz von feuchtem Diamant."

Von Uebertreibungen ist der Dichter nicht ganz frei, wenn er etwa von der Aare sagt, sie fließe „schwer von Gold", und die Hirten würden von den zu ihren Füßen rollenden Körnern keinen Gebrauch machen. — Noch einmal apostrophiert der Sänger am Schlusse seiner Dichtung die „verblendeten Sterblichen" der Hyperkultur, deren Leben nichts anderes sei als ein „banger Schlummer"; und noch einmal preist er das Hirtenleben in den Alpen.

„O selig! wer wie ihr mit selbstgezognen Stieren
Den angestorbnen Grund von eignen Aeckern pflügt:
Den reine Wolle deckt, belaubte Kränze zieren,
Und ungewürzte Speis' aus süßer Milch vergnügt:
Der sich bei Zephirs Hauch und kühlen Wasserfällen
In ungesorgtem Schlaf auf weichen Rasen streckt:
Den nie in hoher See das Brausen wilder Wellen,
Noch der Trompeten Schall in bangen Zelten weckt.

Der seinen Zustand liebt und niemals wünscht zu bessern,
Gewiß, der Himmel kann sein Glücke nicht vergrößern."

So klingt das Lied aus voll tiefer Begeisterung. Der Dichter war zuerst gereist um die Natur zu sehen und nicht die Menschen, aber siehe da! Ein neues Geschlecht trat ihm vor Augen, und dem konnte er sich nicht verschließen. Hallers Lyrik hat einen stark lehrhaften Zug, der dem modernen Feinschmecker wenig behagt. Aber die Idee, die Alpen als Erzieher aufzufassen, ist allein so groß, daß der Streit über die Form als fades Geplänkel erscheinen muß.

Eines aber muß unser Erstaunen erregen, nämlich daß des großen Berners Schöpfung bei den Dichtern seiner Zeit so wenig tief eingeschlagen hat. Wohl wurde sie eifrig gelesen von Bodmer, Breitinger und Lavater und vielen andern in der Schweiz, aber Schule vermochten „die Alpen" nicht zu machen. Jene Zürcher gingen an unsern Bergen vorbei, ohne den in ihnen schlummernden dichterischen Stoff zu ahnen. Freilich, Dichter waren sie ja kaum, vielmehr gelehrte Schöngeister, kritische Theoretiker. Aber auch der liebenswürdige Salomon Geßner [1]) (1730—1788) hat nie von den Alpen etwas zu sagen gewußt; ihn zog das Helle und Liebliche an und nicht das Großartige. Er liebte wie die Zeit vor Haller und Rousseau weite Flächen mit mäßigen Hügeln, Waldränder, lauschige Plätzchen an einsamer Quelle, stille Büsche, Wiesen mit Blumen und blauen Himmel darüber, Kornfelder, Rosenlauben, sanft dahinrieselnde Bächlein. Diesen Geschmack zeigen seine Dichtungen und seine Gemälde. Noch lange währte diese Einseitigkeit, bis endlich David Heß es deutlich aussprach, wie beengend diese Kunstauffassung für die Malerei sei, und wie nötig es werde, aus den Alpen neue Motive mit neuen Linien und Farben zu holen.

[1]) Vgl. Wölfflin Heinrich, Salomon Geßner. 1889.

Der Bündner Johann Gaudenz von Salis-Seewis (1762—1834) war wohl der erste Schweizer nach Haller, dem die Bergwelt wieder etwas mehr sagte. Selbst ein Sohn des Gebirges wußte er wohl, welche Fülle von Schönheit, von Stimmungen, welche moralische Kraft für den Menschen in den Alpen wohnt. Und doch stand er noch zu sehr unter dem Eindruck der weichen landschaftlichen Lyrik eines Geßner und noch mehr eines Matthisson, als daß er ein eigentlicher Apologet der Alpen hätte werden können. Seine Männlichkeit ist noch nicht so stark, er liebt noch zu viel die stille Wehmut über das Vergängliche und zu wenig den Trotz. Die aufgeregte Zeit politischer und geistiger Umwälzungen mag davon einige Schuld tragen.[1])

„Heilig" sind ihm die Alpen gewesen. Dies fühlte er vor allem, als er in Zürich weilte und auf dem Uetliberge von ihnen Abschied nahm vor seiner Reise nach Paris. Auf jener Höhe, die schon so manches Dichterherz mit ihrer herrlichen Rundsicht bezaubert, und selbst einen Joh. Georg Zimmermann (1728—1795) mit höchster Bewunderung erfüllt hatte, erblickte Salis die schimmernde Kette seiner heimatlichen Berge.

„Ragende Felsen-Zinken mit wolkenumlagerter Spitze,
Welche kein Jäger erklomm, welche kein Adler erflog;
Blendender Gletscher starre, krystallene Wogen mit scharfen
Eisigen Klippen bepflanzt, wo durch umnebelte Luft,
Schneidenden Zuges, die Gähe hinunter die wälzende Laue
Rollet den frostigen Tod; wo im Wirbel des Nords
Und dem krachenden Donner der tiefaufberstenden Spalten
Kaltes Entsetzen und Grau'n lauschende Wandrer ergreift."

Da muß ein starkes Geschlecht wohnen, genügsam und streng, würdig der Natur.

„Rauh sei, wie Gletscher, dein Mut, kalt, wenn Gefahr dich umblitzt;
Fest wie Felsengebirge und stark wie der donnernde Rheinsturz."

[1]) Vgl. Frey Adolf, J. Gaudenz von Salis-Seewis. 1889.

So ruft der scheidende Dichter ins Land, erfüllt von patriotischer Begeisterung. Und als er nach mancherlei Schicksal wiederkehrte in sein „entlegenes Tal, von Fichtenhöhn begrenzt", da griff er auch wieder zum Bergstock. So entstand das frische, ungemein melodisch klingende „Bergreiselied", das in der spätern Alpenlyrik kaum von einem seiner Gattung übertroffen worden ist.

„Auf, mutig! die Höh' ist erstiegen!
Ihr Freunde, wo bleibt ihr zurück?
Wie herrlich die Täler dort liegen!
Tief unten verliert sich mein Blick.
Ich atme die süßesten Düfte,
Schon wallet viel leichter mein Blut;
Schon trink ich ätherische Lüfte
Und jauchze und schwinge den Hut!

Dort setzen die Hirten zum Mahle
Auf mosige Steine uns hin
Voll lieblicher Milch eine Schale,
Ein Körbchen mit Früchten darin.
Kommt, laßt uns zusammen jetzt leeren
Den schäumenden, vollen Pokal,
Und schallen der Freiheit zu Ehren,
Gesänge hinab in das Tal!

Hier sprudeln aus Felsen die Quellen
Hinunter zum bläulichen See,
Dort weiden beim Klange der Schellen
Die Rinder im blumigen Klee.
Ich seh' auf die schroffeste Spitze
Die schüchterne Gemse entfliehn;
Tief unter mir zucken die Blitze
Und schweben die Wolken dahin.

Wenn Sterne am Himmel schon flimmern,
Und Dämmerung sinket ins Tal,
Und rosig die Gletscher noch schimmern
Im letzten, ersterbenden Strahl:
Dann wallen wir fröhlich und munter,
Mit Reisern von Arven geschmückt
Ins stillere Dörfchen hinunter,
Wo süßere Ruh uns erquickt."

Das klang so vielversprechend. Und wirklich nahte die Zeit, wo der Chorus derjenigen Dichter, welche als frohe

Wandrer ins Gebirge zogen, größer wurde. In Wyß dem Jüngern fand Salis in dieser Beziehung eine verwandte Natur. Auch der Luzerner Joh. Georg Krauer (1792—1845), der Dichter des Rütliliedes, stand an Empfindung Salis nahe. Sein langes Gedicht „An den Rigi" (1811) zeigt auch noch deutlich den Einfluß der Idylle und jenes Aberglaubens von der absoluten Reinheit der „keuschen" Hirtenunschuld; ebenso wie Salis fühlte Krauer eine schmerzliche Wehmut über die Not der Zeit, über das Verschwinden der alten Tatkraft, über den Uebermut der Franzosen, den Bergsturz von Goldau. Das Gedicht „Erinnerung an die Alpen", in Freiburg im Breisgau geschrieben, ist ein würdiges Pendant zu Salis' „Lied eines Landmannes in der Fremde".

„Lichte Höhen, wo am reinen Busen
Der Natur ich trank Begeisterung,
Ewig werden weihn euch meine Musen
Dankbar Laute der Erinnerung." [1])

2.

Noch stieg man freilich nicht höher als über gangbare Pässe, auf Stockhorn, Rigi, Pilatus; Haller und Salis waren schließlich auch nicht weiter hinaufgekommen, auch Wyß der Jüngere und Meisner nicht. Das historisch ererbte Vorurteil gegen das Hochgebirge war noch ungemein groß. Man sah es lieber aus der Ferne und wollte weder Leib noch gar das Leben im Kampf mit dem vermeintlichen Ungeheuer wagen. Sogar die Geographen warnten in ihren Lehrbüchern dringend davor.

Gottlieb Sigm. Gruner nannte „das Wallisland einen großen ringsherum mit den gräßlichsten Gebirgen umschlossenen, von Osten nach Westen stehenden Kasten." [2]) Das Zermattertal galt als „die scheußlichste Wildnis der

[1]) J. G. Krauer, der Dichter des Rütliliedes und seine Zeit. 2. Aufl. 1896.

[2]) Gruner, Naturgeschichte Helvetiens. 1773, S. 22.

So ruft der scheidende Dichter ins Land, erfüllt von patriotischer Begeisterung. Und als er nach mancherlei Schicksal wiederkehrte in sein „entlegenes Tal, von Fichtenhöhn begrenzt", da griff er auch wieder zum Bergstock. So entstand das frische, ungemein melodisch klingende „Bergreiselied", das in der spätern Alpenlyrik kaum von einem seiner Gattung übertroffen worden ist.

„Auf, mutig! die Höh' ist erstiegen!
Ihr Freunde, wo bleibt ihr zurück?
Wie herrlich die Täler dort liegen!
Tief unten verliert sich mein Blick.
Ich atme die süßesten Düfte,
Schon wallet viel leichter mein Blut;
Schon trink ich ätherische Lüfte
Und jauchze und schwinge den Hut!

Dort setzen die Hirten zum Mahle
Auf mosige Steine uns hin
Voll lieblicher Milch eine Schale,
Ein Körbchen mit Früchten darin.
Kommt, laßt uns zusammen jetzt leeren
Den schäumenden, vollen Pokal,
Und schallen der Freiheit zu Ehren,
Gesänge hinab in das Tal!

Hier sprudeln aus Felsen die Quellen
Hinunter zum bläulichen See,
Dort weiden beim Klange der Schellen
Die Rinder im blumigen Klee.
Ich seh' auf die schroffeste Spitze
Die schüchterne Gemse entfliehn;
Tief unter mir zucken die Blitze
Und schweben die Wolken dahin.

Wenn Sterne am Himmel schon flimmern,
Und Dämmerung sinket ins Tal,
Und rosig die Gletscher noch schimmern
Im letzten, ersterbenden Strahl:
Dann wallen wir fröhlich und munter,
Mit Reisern von Arven geschmückt
Ins stillere Dörfchen hinunter,
Wo süßere Ruh uns erquickt."

Das klang so vielversprechend. Und wirklich nahte die Zeit, wo der Chorus derjenigen Dichter, welche als frohe

Wandrer ins Gebirge zogen, größer wurde. In Wyß dem Jüngern fand Salis in dieser Beziehung eine verwandte Natur. Auch der Luzerner Joh. Georg Krauer (1792—1845), der Dichter des Rütliliedes, stand an Empfindung Salis nahe. Sein langes Gedicht „An den Rigi" (1811) zeigt auch noch deutlich den Einfluß der Idylle und jenes Aberglaubens von der absoluten Reinheit der „keuschen" Hirtenunschuld; ebenso wie Salis fühlte Krauer eine schmerzliche Wehmut über die Not der Zeit, über das Verschwinden der alten Tatkraft, über den Uebermut der Franzosen, den Bergsturz von Goldau. Das Gedicht „Erinnerung an die Alpen", in Freiburg im Breisgau geschrieben, ist ein würdiges Pendant zu Salis' „Lied eines Landmannes in der Fremde".

„Lichte Höhen, wo am reinen Busen
Der Natur ich trank Begeisterung,
Ewig werden weihn euch meine Musen
Dankbar Laute der Erinnerung." [1])

2.

Noch stieg man freilich nicht höher als über gangbare Pässe, auf Stockhorn, Rigi, Pilatus; Haller und Salis waren schließlich auch nicht weiter hinaufgekommen, auch Wyß der Jüngere und Meisner nicht. Das historisch ererbte Vorurteil gegen das Hochgebirge war noch ungemein groß. Man sah es lieber aus der Ferne und wollte weder Leib noch gar das Leben im Kampf mit dem vermeintlichen Ungeheuer wagen. Sogar die Geographen warnten in ihren Lehrbüchern dringend davor.

Gottlieb Sigm. Gruner nannte „das Wallisland einen großen ringsherum mit den gräßlichsten Gebirgen umschlossenen, von Osten nach Westen stehenden Kasten." [2]) Das Zermattertal galt als „die scheußlichste Wildnis der

[1]) J. G. Krauer, der Dichter des Rütliliedes und seine Zeit. 2. Aufl. 1896.

[2]) Gruner, Naturgeschichte Helvetiens. 1773, S. 22.

Schweiz." In seinen Bergen ist „Schrecken auf Schrecken gehäuft, und die Abgründe brüllen einander Entsetzen zu".[1]) Welch unglaublich falsche Vorstellungen zeigte ein Joh. Conr. Füeßlin in seiner vierbändigen „Staats- und Erdbeschreibung der schweizerischen Eidgenoßschaft" (1770) in bezug auf die Höhenverhältnisse in den Alpen. Gotthard, Furka, Crispalt und Lukmanier hielt er für die „höchsten Berge". Er folgte ohne Kritik den unrichtigen Angaben früherer Geographen, eines Scheuchzer, H. G. Sulzer oder eines Micheli du Crest. Ganz besonders schön dachte er sich — wie übrigens die gesamte empfindsame Welt damals — das Vergnügen der Sennen, hoch über Wolken, Blitz und Donner im Sonnenschein weiden zu können.

Der große Historiker Johannes Müller (1752—1809) war in seiner Jugend auch noch tief in den Vorurteilen der damaligen Geschmacksrichtung. So schrieb er in einem Briefe aus Genf vom Jahre 1780, Bern liege „in einer wilden Gegend". Von seinen Reisen im Saanenlande, dessen Geschichte er 1779 abschloß, von den Fahrten im Entlebuch und in Unterwalden vernehmen wir so gut wie nichts. Er spricht von einer „wilden Wüste" beim Kloster Engelberg und von seiner vermehrten Liebe zu den „edlen Hirten in den innern Ländern", aber von der landschaftlichen Schönheit wußte er nichts zu sagen. Er empfand sie nicht. Später beschäftigte er sich eingehender mit dem Aufbau der Alpen und ihrem Einfluß auf die Geschicke und Eigenart des Volkes. Da mag sich seine kühle Haltung wohl etwas geändert haben. — Gabriel Walser schrieb in der 1770 erschienenen Schweizer-Geographie: „Wer die hohen Berge besteigen will, der trete in Gottes Namen seine Reise an, befehle Leib und Seele seinem Gott." Man sprach damals von grauenhaften

[1]) Vgl. Emil de Laveley, in der Revue des deux-mondes, 15 juin 1865.

„Klettereien",[1]) wo der moderne Alpengänger, den Stock verschmähend, spaziert.

Aber nicht bloß die Geographen litten an Unkenntnis und Mutmangel, sondern auch die Maler. Man blättre einmal in Gruners Werk und beschaue sich die sogenannten „Zeichnungen nach der Natur".[2]) Was da (von J. L. Aeberli, S. H. Grim, D. Dürringer, F. Meyer, Huber, A. Zingg, J. H. Koch und G. Walser) gezeichnet wurde, grenzt oft ans Erstaunliche. Mit grober Willkür entstellte man meist das geschaute Landschaftsbild und erging sich in den gewagtesten Kompositionen. Im Rausche mag einem Menschen wohl der Rhonegletscher vorkommen so wie etwa ein F. Meyer ihn gezeichnet hat. Wasserfälle, Eismassen, Felswände erscheinen wie Ungeheuer, vor denen man sich beinahe fürchten muß. Die Angst schaut förmlich aus diesen Kupfern, die Angst, welche alles ins Ungeheuerliche vergrößert. Wie sollte da ein solches Werk aufklärend oder gar für die Bergwelt begeisternd haben wirken können.

Nun war es der empfindsame Däne und durch seine Heirat mit Sophie Haller halb zum Schweizer gewordene Jens Baggesen (1764—1826), welcher auf wiederholten „kühnen" Alpenwanderungen die Schönheit der Berge und die beruhigende Wirkung auf den seelisch gequälten Menschen kennen und fühlen lernte und in seiner 1795—1796 ausgearbeiteten „Parthenais oder die Alpenreise" ein idyllisches Epos schuf, welches das deutsche Publikum hinziehen sollte zu dem „Kranz helvetischer Alphöhn". Allein wenn man Hallers Alpen schon eine gewisse Weitschweifigkeit zugesprochen

[1]) Vgl. Gruner, Die Eisgebirge des Schweizerlandes. 3 Bde. Bern 1760.

[2]) Noch schlimmer ist in dieser Beziehung Joh. Georg Altmanns „Versuch einer historischen und physischen Beschreibung der helvetischen Eisbergen". Zürich 1751.

hat, so muß die Parthenais beinahe als geschwätzig bezeichnet werden. In zwölf Gesängen mit 4500 Hexametern wird die Reise zu dem Fuße der „unersteiglichen" Jungfrau vorgeführt. Die griechische Götterwelt hat ihre Heimat verlassen und ihren Olymp auf der Jungfrau und dem Finsteraarhorn genommen. Zeus ist der „Erschütterer des Aarhorns" geworden. Wenn er sein Haupt schüttelt, dann erbeben ringsher die Alpen. Homer ist in den neuen Olymp aufgenommen und singt den Göttern das Lied von der „Alpen Entstehung". Die Titanen haben sie aufgetürmt aus dem finstern Orkus zum Kampf gegen die Götter, den Furchtbarsten aber traf dabei Apollos Pfeil, da erstarrte er zum „Himmelgreifenden Schreckhorn", und mit ihm wurden alle andern Riesen verwandelt in trotzige Felshörner, die jetzt noch wie mit drohenden Armen nach dem Olymp zu greifen scheinen. Von ihrem neuen Sitze aus walten die Götter heimlich über die Schicksale der Menschen, so auch über dasjenige von drei jungen Schweizerinnen, welche voller Begeisterung in Begleitung eines jungen Dichters Nordfrank, eine Fahrt ins Oberland unternehmen, heimlich gefolgt von den Eltern. Die drei Schwestern, schön wie die Grazien oder Charitinnen, kommen mit ihrem Führer bei Sonnenuntergang nach Thun, wo ihnen der „blickblendende Schneeschein des Gletscherolympes, der Jungfrau" im Abendrot herrlich entgegenglänzt. Zwei der Götter, Hermes und Eros, sind Nordfrank nicht hold; jener schwingt sich von „Niesens gesondertem Fels" zu Eros ins Haslital, wo dieser als Hirte verkleidet in einem festlichen Hochzeitszuge mit den Mädchen schwärmt und mit den „hornviehweidenden Helden" scherzt, seine Pfeile versendend. Hermes ist böse auf den geld- und verkehrslosen Nordfrank, weil er vergeblich den reichen Töchtern einen reichen bernischen Hauptmann „in Betracht der sich passenden Güter" als Führer zugedacht hatte. Hermes wünscht, daß Eros dem

jungen Dichter den Pfeil ins Herz sende, daß er von Liebe zur einen der drei Schwestern gequält werde. Gemeinsam wollen sie zu Zeus fliegen und ihn um „Südwind und strömenden Regen" bitten, damit die Fahrt zur Jungfrau nicht stattfinden könne. Zeus ist zuerst erbittert über Nordfrank. Allein der musenfreundliche Apollo weiß ihn zu besänftigen und der Olympier erlaubt ihm, den Fremdling zu schirmen. Indes wird Nordfrank von Eros getroffen, eben als er die Mädchen zur Fahrt über den Thunersee wecken will. Nach allerlei Gefahren landen sie am Fuße des Beatenberges. Während Nordfrank die Beatushöhle aufsucht, verirrt sich die geliebte Myris, die jüngste der Schwestern, im Jagen nach einem Schmetterling, ebenfalls zur Höhle. Allein der Dichter besteht die Prüfung und verbirgt seine Liebe. Die Reisenden gelangen dann nach Unterseen und von hier in das enge Gebirgstal von Lauterbrunnen. Entzückt genießen sie die Stimmung der mondscheinerfüllten Gebirgsnacht. Andern Morgens beginnt die Bergwanderung. Bevor sie die Wengernalp erreichen, stellt sich ihnen eine gähnende Felskluft in den Weg. Der Führer Nordfrank beschließt, die Schwestern nacheinander hinüberzutragen. Myris kommt zuletzt daran. Aber der erbitterte Eros will es hindern. Er fliegt auf den Gipfel des Schreckhorns und beredet dort den Dämon des Schwindels, Nordfrank beim Hinübertragen der Heimlichgeliebten anzugreifen. Das geschieht. Am Abgrund schwankt der Träger mit seiner holden Bürde, mit einer letzten Kraftanstrengung kann er den Sturz verhüten, beide sinken in Ohnmacht. Nachher finden sich ihre Herzen. Aber wie hinüber? Mitleidvoll sieht Apollo „vom erhabenen Thron des parnassischen Eigers" die Not der Liebenden. Er bittet den wolkenzerstreuenden Sonnengott das schattende Tschuggenhorn stark zu bescheinen und Schnee, Eis und Felsen zu lösen, daß sie in die gähnende Kluft stürzen und sie ausfüllen. Helios erfüllt die Bitte, und

das Paar schreitet heil über den „Granitweg". Die Gesellschaft gelangt nun glücklich auf die unvergleichlich schöne Wengernalp, steigt, „gestärkt von der nervanspannenden Bergluft", sogar auf den Tschuggenstock und bewundert von da aus die herrliche Jungfrau. — Baggesen singt hier diesem später öfters besungenen Berg eine begeisterte Apotheose. — In einer Sennhütte wird übernachtet. Nordfrank will den Eiger ersteigen, um Apollo zu danken, aber Eros erfüllt ihn mit Sehnsucht, so daß er vorher zurückkehrt. Er begegnet der sich ängstigenden Myris; von der Holden gesegnet, beginnt er nochmals die Ersteigung. Während seiner Abwesenheit finden sich die Eltern der Schwestern ein; sie sind erstaunt, diese ohne Führer zu finden. Da kehrt der Vermißte endlich zurück und erzählt beim festlichen Hirtenmahl die Geschichte der Erklimmung. Mit großer Phantasie schildert der Dichter die Aussicht:

„Vorn in der Tiefe erblickt' ich das unabsehbare Schneemeer,
Oben umufert von starrender Fluh, und unten am Abhang
Gleichsam den Hafen des Meers, den hunderttürmigen Gletscher.
Jenseits trugen des Himmels Gewölb' die Säulen des Aarhorns;
Rechtshin drohten die Zacken der unbekannten Gebirge,
Namenlose, verborgne Graniteilande des Schneemeers.
Aber mich wendend, und kehrend den Blick gen Norden, auf einmal
Glitt mir Erstaunendem jählings hinab, so schien es, der Erdkreis,
Tief abstufend die Berg' und die Höhn, und die Hügel, bis meergleich
Alles zur Ebne versank in sich weit verlierender Ferne."

Im Kreise der Musen naht Apollo dem Dichter und weiht ihn der Kunst und zu seinem Priester. Hierauf erfolgt in „betäubender Schnelligkeit" der Abstieg. Nach dieser Erzählung erhält Nordfrank von den segnenden Eltern die Hand der Myris, und alle Götter lächeln hernieder von den olympischen Höhen der Jungfrau. [1])

Baggesen hatte im Sinne, in einer Neubearbeitung des Stoffes die Götter auszuschalten. Er kam aber nicht dazu,

[1]) Jens Baggesen, poetische Werke in deutscher Sprache. Leipzig 1846. Erster Teil.

so wenig als der große Manzoni zu einer Uebersetzung der Parthenais ins Italienische. Man wird jenes nicht bedauern; denn gerade durch die Einführung der Götter hat das Epos einen angenehmen Humor bekommen, wie ihn Baggesen auch in seinen übrigen Dichtungen schon verraten hatte. Zweifellos aber ist das Ganze zu breit ausgesponnen. Bei einer richtigen Konzentration würde die Parthenais auch heute noch gelesen werden können. Es ist klar, daß Baggesen unter dem Einflusse seiner Zeit sich nicht ganz hat freimachen können von der Neigung zum Idyllenhaften. Aber ebenso klar ist, daß der Däne, der halb zum Schweizer geworden, für das Großartige schon ein gutes Verständnis zeigte, nicht nur in der Dichtung, sondern auch auf seinen, für damalige Begriffe ziemlich kühnen, Alpenwanderungen. Zu einer rein ästhetischen Anschauung konnte er nicht völlig durchdringen. Aber war denn das nötig? Ja, ist das bei den Alpen überhaupt möglich?

Beethoven fand, die Musik müsse Gedanken, funkensprühende Gedanken in uns auslösen; die Alpen müssen dasselbe tun. Sie tun es auch. Die Alpenlyrik war daher von Anbeginn an meist auch Gedankenlyrik. Das Liebliche, Heitere wiegt darin nicht vor, so wenig als in der Alpennatur selbst, vielmehr das Schwere, Wuchtige, Tiefe. Wohl hatte Haller versucht, das anmutige, reine Hirtenleben zu malen, aber trotzdem sind seine „Alpen" schwerer Gedanken voll. Das Gebirge will nicht nur angeschaut werden, sondern es reizt zu Reflexion und Kontemplation. Und der moderne Mensch des 19. Jahrhunderts, der von außen in die Alpen hereinkommt, wie kann er anders, als die heilende, rettende Kraft des Gebirges tief empfinden. Seine Sehnsucht nach Größe, Licht und Kraft kann er hier, fern von den Qualen der großen Welt, befriedigt fühlen, da das Große, Erhabene ihn umschließt. Der sensible Baggesen fühlte das. Noch mehr aber Byron, der in der Mont Blanc-Welt schwelgte mit

seiner hungrigen, unstäten, verwöhnten Seele und angesichts der Bergriesen auf der Wengernalp seinen „Manfred“ schrieb.

In der Zeit, da Baggesen die Alpen bereiste, erschien auch Goethe im Urnerland, erstieg Gotthard und Furka. Wir vermögen es nicht an Hand der vorhandenen Notizen und Briefe richtig zu ermessen, was alles durch das Gehirn des Größten aller Sterblichen zog, als er in jenen Höhen ging. Aber wenn wir Schillers „Wilhelm Tell“ (1804) gedenken, dann müssen wir zugleich auch Goethe danken, daß er seinem Freunde die Anregung gegeben. An schlichter Größe und nachhaltiger Wirkung steht dieses Drama für das Schweizervolk einzig da. Obwohl nicht Eigengewächs schweizerischen Bodens muß doch dies Schauspiel in einer Geschichte unsrer Alpendichtung Berücksichtigung und Würdigung finden. Und dies schon allein darum, weil das Bewußtsein, unsre Freiheit und Selbständigkeit wurzle großenteils in der Stärke unsrer natürlichen Bundesgenossen, eben der Berge, durch Schillers „Tell“ mindestens ebenso stark geweckt wird als durch das eifrige Studium unsrer vaterländischen Geschichte.

Was der gewöhnliche Sterbliche nur mit mühsamem Fleiß zu verstehen vermag, das erfaßt das dichterische Genie mit der Schnelligkeit der Intuition und bringt es zur vollendeten klaren Darstellung. Wohl hatte Schiller mancherlei gelesen und gehört über die Geschichte und Geographie der Waldstätte, aber seine Phantasie sah das Land und seine Bewohner, und sie sah auch zugleich das Band der Kausalität. Das Gebirge zwingt zur Selbständigkeit, weil es das Zusammenwohnen in Massen nicht gestattet. Und der selbständige Mensch ist zugleich auch der freie, in sich ruhende. Der Typus hiefür ist Tell selbst. Ja, er ist, objektiv gemessen, die am besten gezeichnete Figur des ganzen Stückes. Er liebt nicht viele Worte; er hat gelernt, mit der unwirtlichen Ge-

birgsnatur zu ringen, sei's auf dem tobenden Bergsee, sei es auf gefahrvoller Gemsjagd. Solche Menschen reden nicht mehr, als nötig ist. Dem Unkundigen erscheinen sie hart und herb, in Wirklichkeit aber sind sie weich und mild. „Der Tell holt ein verlornes Lamm vom Abgrund." Ihn schreckt die Alpennatur nicht zurück, er liebt sie in ihrer wilden Schönheit; ihm ist wohl im Kampfe mit den Gefahren, die sie bringt. Darin wurzelt seine gelenke Kraft, sein Mannesmut, seine Ueberlegenheit. In der Gebirgseinsamkeit wird das freie Menschtum in ihm stark und geläutert. Trotz allem Niedrigen, Tyrannenhaften; Liebe zu allem Notleidenden, Hilfeheischenden. So wird er dem Lande Retter und Befreier.

Damit hat Schiller gleich das schönste Thema vorweggenommen, und unsre modernen schweizerischen Alpendichter, welche dasselbe Motiv von der Befreiung eines Alptales oder -Dorfes durch einen starken Helden in neuen Farben variieren, erscheinen nur wie Epigonen.

3.

Die Wirkung von Schillers Wilhelm Tell konnte nicht ausbleiben in der Schweiz. Vaterländische Begeisterung, durch die helvetische Gesellschaft vorbereitet und gepflegt, regte sich mächtig. Männer traten zusammen, die sich zur Aufgabe machten, „in einfachen Beschreibungen vaterländische Gegenstände, Land und Leute, Natur und Menschenleben, nach bestem Vermögen zu schildern". In diesem Sinne entstand der lange Zeit bedeutendste schweizerische Almanach der „Alpenrosen", gegründet im Jahre 1811. Wie Titel und Vorwort verraten, trugen dieselben einen rein nationalen Charakter, und die Bergwelt ist ganz speziell darin berücksichtigt, wenigstens in den ersten Jahrzehnten. Die Begründer dieser Zeitschrift waren die Berner Kuhn, der vielgereiste Meisner, Wyß der Jüngere, der Kupferstecher König und andere, alle

ohne Ausnahme eifrige Freunde des Gebirges und seiner Bewohner. Das Jahr 1811 war auch von größter Bedeutung für den Alpinismus, indem die Königin der Berge, die von Baggesen noch als unersteiglich gepriesene Jungfrau von den Gebrüdern Meyer aus Aarau zum erstenmal bezwungen wurde. Bald darauf erlag auch das Finsteraarhorn. Damit war der eiserne Bann gebrochen, der jahrhundertelang den Menschen vom Eindringen in unsre erhabenste Hochgebirgswelt zurückgehalten. Die Reisen in die Voralpen und über die gangbarsten Pässe beginnen sich zu mehren. Davon geben uns Zeugnis eine ganze Reihe von Beschreibungen.[1]) Neben der genannten Bernergruppe trat fast gleichzeitig hervor ein stattlicher Bund von Zürchern; es waren dies: Ulrich Hegner von Winterthur, David Heß, Martin Usteri und J. J. Reithard aus Zürich. Auch Ebel, den Schiller zu seinen Tellstudien benützte, darf hier genannt werden.

Betrachten wir nun die Werke dieser Dichter, die alle — Reithard ausgenommen — vor 1850 das Zeitliche segneten, und prüfen wir sie speziell auf ihre Alpendichtung hin, so steht in der Gruppe der Zürcher David Heß und in derjenigen der Berner unzweifelhaft Joh. Gottlieb Kuhn im Vordergrunde. Sie verdienen das Hauptaugenmerk.

Ulrich Hegner (7. Febr. 1759—3. Jan. 1840) darf in vieler Beziehung als ein Aristokrat der Empfindung und des Gedankens angesehen werden. Mit dieser Vornehmheit verband er im Gegensatz zu vielen seiner Zeitgenossen eine ausgebildete Beobachtungsgabe, wie er sie in der 1805 erschienenen Reisebeschreibung ins Berner Oberland deutlich zeigte. Dieser realistische Zug bewahrte ihn vor aller

[1]) Vgl. Peyer Gustav, Geschichte des Reisens in der Schweiz, 1885. Dübi Heinrich, Der Alpensinn in der Literatur und Kunst der Berner, 1901. Blaser Julius, Gebirgsreisen in der Schweiz vor hundert Jahren, 1895. (Neue Zürcher Zeitung.)

phantastischen Exklamation und vor aller Rührseligkeit. So besaß er ein überaus scharfes und sicheres Auge für die Beurteilung echter und unmittelbarer Alpenpoesie und -Beschreibung. In seinem Hauptwerk, der „Molkenkur" (1. Teil 1812—2. Teil 1819) wünschte er, daß man die Landschaft selbst bekannt gebe und nicht die künstlichen, gefühlssiechen Empfindungen über das Land. Dieser strenge und richtige Gedanke darf jederzeit als Kriterium gelten bei der Beurteilung irgend einer derartigen dichterischen Schöpfung. Von einer Reiseschilderung darf man verlangen eine getreue Darstellung der Landesnatur, von einer Dichtung die unmittelbare Empfindung und Anschauung frei von jeder überwuchernden Reflexion. Vom Maler gilt dasselbe. Die Persönlichkeit des Dichters und Malers kann sich dabei um so reiner äußern. Mit beißender Schärfe geißelt Hegner die Nachempfinder der Bergpoesie. Hiezu die charakteristische Stelle: „Nun kommen die Nachempfinder und wollen den Eindruck ebenfalls haben und täuschen sich selbst, wie jeder, der nach fremder Empfindung hascht. Sie suchen durch vornehme Redseligkeit und studierte Phantasie zu ersetzen, was ihnen an wirklicher Empfindung abgeht; so entstehen dann die sublimierten Naturschilderungen, deren Farben nicht glühend genug aufgetragen werden können; und so entstand nach und nach die ganze Phraseologie der Alpenempfindsamkeit, fader Wortschaum, die Untiefen des Verstandes zu bedecken, derer, die keine Gedanken haben und mit Gefühlen imponieren wollen."

Hegners „Molkenkur" kann geradezu als ein novum organon in bezug auf die Alpendichtung bezeichnet werden.[1])

Wenn wir nun die Bergdichtung von Hegner bis auf unsre Zeit verfolgen, so darf man sagen, seine Worte sind

[1]) Als schwache Anlehnung ist P. J. Kämpfen's „Eine Alpen-Kur" 1872 zu erwähnen.

nicht leerer Schall gewesen. Der gesunde, gedankenreiche Realismus hat sich eingestellt und den ungesunden Illusionismus verdrängt. Die süßliche und die pathetische Phrase findet kein lautes Echo mehr.

Das Postulat, das Hegner an die Reiseschilderung stellte, erfüllte er selbst in seinen „Briefen aus dem bernischen Oberlande" (1804), die zweifellos zum Besten gehören, was vor hundert Jahren darüber gesagt und geschrieben worden ist. Er zeigt sich darin als ein ebenso aufmerksamer Beobachter der Natur, wie als Kenner des Volkslebens. Freilich ist von ihm zu Widmanns „Spaziergängen in den Alpen" ein gewaltiger Schritt, den aber hundert Jahre sehr wohl erklären können. Auch die „Berg-, Land- und Seereise" (1817) verratet den objektiven Betrachter landschaftlicher Schönheiten und den scharfen Beobachter und Kritiker des Reisepublikums. Einzig da, wo Hegner den Sonnenaufgang auf dem Rigikulm schildert, verläßt ihn die kontemplative Ruhe, das Entzücken reißt ihn fort; sein „schauseliges Auge" kann nicht genug fassen, und sein Gemüt durchströmt tiefste Verehrung. Die großen landschaftlichen Züge interessieren ihn; er haßt das nach Einzelheiten tastende Fernrohr, um im Großen, ganz ungestört durch kleinliche Neugier, seine Seele sättigen zu können. Er verzichtet daher auf detaillierte Schilderung, dazu fehlt es der Sprache an Mitteln, ja vielleicht selbst der Malerei. Es wäre ein hübscher Versuch, Hegner, Heer und Widmann hierin zu vergleichen. In Hegner hätten wir den kritischen Beobachter, in Heer den Enthusiasten und in Widmann den eigentlichen Wanderer. Gemeinsam ist allen dreien die Meinung, die Natur sei nicht alles, der in ihr wohnende Mensch sei mehr.

Ein Liebling Hegners war der lebensfreudige sinnige Landsmann Martin Usteri (1763—1827). Gemeinsam fuhren sie etwa im Abendsonnenschein auf die blauen Fluten

des dorfumkränzten Zürichsees hinaus, und Usteri sang erfüllt von Sehnsucht:

„Dort, wo vom Purpur leicht umflort,
Die Schneegebirge sich erheben,
Dahin, dahin wünscht es zu schweben —
O wär' ich dort! O wär ich dort!"

Dort auf stiller Bergeshöhe über dem durch Granitgetrümmer niederstürzenden Bach möchte er ruhen, dort würden alle niedern Leidenschaften schwinden wie die Dörflein in der verblauenden Tiefe des Tales. Die Nähe der Gottheit müßte ihm offenbar werden. Ganz ähnlich empfand Hegner. Und beide spürten Gottes Nähe. — Wie die meisten Alpensänger jener Zeit, so besaß auch Usteri eine starke Liebe zu den Alpensagen. Mehrere davon hat er poetisch verwertet, so „s'arm Elseli uf der Isefluh" und „das Bergmännlein auf dem Pilatus".

Der Dritte im Bunde und Usteris meisterhafter Biograph, David Heß (27. Nov. 1770—11. April 1843) schuf, eine bündnerische Volkssage am Ausgang des Prättigau verwertend, die rührende Geschichte zweier bis in den Tod getreuer Liebenden: „Elly und Oswald oder die Auswanderung von Stürvis" [1]) Es fehlte darin an innerer Motivierung. Mensch und Natur erscheinen durchaus nicht verwachsen. Die Stürviser trennen sich von ihrer unwirtlichen Heimat bloß um des allerdings rührenden Unterganges willen, den Elly und Oswald durch Erfrieren im Schnee, nur getrennt durch einen Felsblock, eines in Erwartung des andern erlitten. Parteikämpfe und Heimatliebe, die sich nicht von der väterlichen Scholle lösen kann, hätten gewiß der ganzen Geschichte viel mehr Untergrund, dramatisches Leben und Wahrscheinlichkeit verliehen. — Bedeutend wertvoller für uns ist David Heß in seinem „Kunstgespräch in der Alpenhütte" (Alpen-

[1]) Zuerst erschienen in den Alpenrosen 1820.

roſen 1822). Das war ein vortreffliches Pendant zu Hegners Molkenkur, nur mit dem Unterſchied, daß es ſeine Poſtulate für den Maler beſtimmte. Jedoch durften die Gedanken und Anforderungen darin ohne Zwang auch auf die Dichtung angewendet werden. Heß war kein Feind der Idyllenbilder, wie ſie die damalige Alpen-Malerei pflegte. Er will ſie gern anerkennen als „eigene verdienſtvolle Gattung für alle Freunde heiterer Natur". Aber mit ihnen ſind die Themata der alpinen Landſchaftsmalerei noch lange nicht erſchöpft; ſie befriedigen nur „jene ſanfteren Organiſationen, die ſich nie gern aus ihren gemütlichen Träumen erheben mögen". Niemals aber genügen ſie für ſtärkere Naturen, die kräftigere Nahrung benötigen: „Bilder, erſchaffen für den einſamen, ernſten Alpenwanderer, der mit kühnen, feſten Schritten in die höhern Regionen der Bergwelt eindringt, und nicht bloß die ſanfte, ſondern auch die erhabene Schweiz mit den Maſſen ihrer grandioſen Motive in ſeine Phantaſie aufzunehmen, und durch Vorſtellungen in einem edlen, einfachen und kecken Stil ſich immer wieder zu vergegenwärtigen wünſcht". Das Idyllenbild, wie es in der Landſchaftsmalerei jener Zeit gepflegt wurde, war eine Einſeitigkeit, ſo gut wie auf dem Gebiete der Dichtung das Hirtenlied. Der weichliche, ſüße Optimismus, der beiden zugrunde liegt, mußte ſeinen alleinſeligmachenden Kunſtglauben aufgeben. „Der ächte, vielſeitige Kunſtfreund möchte nicht immer nur lydiſche Flötentöne, ſondern auch zur Abwechslung die Donnermelodien brauſender Katarakte und das Getöſe ſtürzender Lawinen vernehmen; gern große Schattenmaſſen im Gegenſatz mit einzelnen ſinnig gewählten Lichtpunkten; Wälder von Orkanen gebeugt, Baumſtämme vom Blitze zerriſſen", brauſende Bergbäche, Hochgebirgsgewitter, Kampfſzenen aus der wilden Alpennatur. — Wie groß ſteht Heß da mit dieſen Anforderungen! Zweifellos hat er auch ſtarken

Anklang gefunden, als er das „Lied für Schwizer-Mahler“ schrieb:

„Italien ischt ä herrlis Land
Für d'Chünscht, das lönd mer gelte!
Doch hinder düsrer Alpewand
Lönd mir au d'Schwiz nid schelte!
Da cha der Maler überal
Studiere viel a Berg und Thal.“

„O lueged! wie stönd überal
Die Schneeberg hoch in Lüfte!
Wie stürzt vom Fels de Wasserfal!
Wie schuumt er i de Chlüfte!
Wie ruehig glänzt der See, wie mild
Erblickt me drin es Landscheftsbild!“

„Wenn spat der Abed sinkt und lis
Der Sunn zum schlofe winket,
Wie glüeht das ebig Gletscherïs,
Das glich Demante blinket!
De Maler taucht mit freiem Muet
Sin Bensel frisch i Himmelsgluet.“

„Er malt mit Füür! Wie warm, wie tröu
Chan er jetz alles schildre!
Du selber, du lebsch ebig nöu,
Natur, i sine Bildre.
S'ischt alles wohr und nüüd veziert,
Me gsed, daß du ihm d'Hand häscht gfüehrt.“ [1])

Im Frühling des Jahres 1806 war in Zofingen eine schweizerische Künstlergesellschaft gegründet worden, welcher Usteri und Heß als tätige Mitglieder angehörten. Was sie suchte war Wärme, Treue, Natur, Wahrheit. Fort mit aller Afterkunst und allen Midasstümpern, war die allgemeine Losung. Wenn man aber die Natur verherrlichen und aus ihr künstlerische Kraft schöpfen will, so muß man sie selbst aufsuchen, eifrig studieren. Wo wollte diese jungfreisinnige Malergilde die Quelle, die Nahrung finden zu ihrem Be-

[1]) Künstlerlieder“. 2. Aufl. Basel 1826, S. 31.

ginnen? In den Alpen. Sie sind der Hort der vaterländischen Kunst. Gottlieb Kuhn rief den Malern zu:

„Jd's Oberland! Jd's Oberland ga mahle!
Dert isch e schöni Welt!"

So gewann also die Malerei einen neuen Inhalt und mit ihr auch die Dichtung.

Nicht mindern Anteil als die Zürcher nahmen die Berner an der neuen Bewegung. Am wenigsten von ihnen jedenfalls Joh. Rud. Wyß der Aeltere (1763—1845). Am meisten sein jüngerer Namensvetter. Jener ist so ziemlich in gerechte Vergessenheit geraten. Es fehlte ihm zwar nicht am Schauen, wohl aber an der Unmittelbarkeit und Selbständigkeit. Sein Verhängnis war nicht sowohl ein vom Unglück heimgesuchtes Leben, als vielmehr der folgenschwere Versuch, den großen Haller nachzuahmen. Während er in seiner 1830 erschienenen Erzählung „Wanderung ins Muotatal" [1]) noch kleinere Proben gab von einem gewissen Darstellungsvermögen alpiner Szenerien, verlor er sich dagegen ganz vom richtigen Pfade, als er „die Alpen" in neun Gesängen nach dem berühmten Muster feiern wollte. Es war seine letzte Dichtung, sein Schwanenlied. Nacheinander finden wir hier geschildert: Oberhasles Land und Leute; das Aelplerleben; die Reise über die Wengernalp und die Scheideck; das Bödeli; das Faulhorn mit seinem Morgen, seinem Abend, seiner Sternennacht (und daran anschließend das Firmament und der Thron des Allmächtigen); die Eisgebirge und ihre verborgenen Schätze; die Tierwelt und ihre Kämpfe; der Mensch und sein Leid; die Liebe und die Liebelosigkeit im Alpenlande bilden den Schluß des allzusehr von Reflexionen und schmerzlichen Gefühlen getragenen Dichtervermächtnisses. Es ist der Greis, der etwas geschwätzige, der am Rande des Grabes zurück-

[1]) Ein Pendant dazu schuf M. A. Feierabend, „Eine Wanderung in das Muotatal". Alpenrosen 1853.

blickt auf das Heimatland und ihm gern einprägen möchte — Genügsamkeit, Liebe, Frieden.

„Helvetia, weihst du dich treuer Liebe,
Noch lange wirst du fest wie deine Berge stehn."

In hohem Maße anregend wirkte Wyß der Jüngere (1781—1830). Als Begründer und fleißigster Mitarbeiter der Alpenrosen hat er sich ein bleibendes Verdienst um die schweiz. Literatur erworben. Unser bekanntestes Nationallied „Rufst du mein Vaterland" stammt auch von ihm. Er steckte seinen Dichtungen als Hauptziel, des Lesers „Lust an unsrer vaterländischen Natur und Sitte" auszulösen. Wyß darf infolgedessen als einer der größten Förderer und Nährer des in jenen gärenden Jahren vielfach bitter nötigen Nationalbewußtseins angesehen werden. Jeder Schlendrian war ihm verhaßt; ebenso das Verharren im Schlepptau speziell der französischen Literatur. Denn dadurch entstünden eine Menge banaler Mittelmäßigkeiten, die, mit ein bißchen sogenannter Teilnahme am Einheimischen ausstaffiert, unrechtmäßigerweise als Kunstformen sich ausgeben und gelesen sein wollen. Wyß d. J. versuchte mithin didaktisch — es liegt das ein wenig in schweizerischer Dichterart — zu wirken. Seine Idyllen, Volkssagen, Legenden und Reiseschilderungen verraten deutlich diese Tendenz. Infolgedessen wird er leicht etwas lehrhaft breit, wie es Gotthelf und selbst etwa Keller auch werden können. Aber die Unschaulichkeit leidet doch nicht sehr darunter. Im wohltuenden Gegensatz zu manchem Alpendichterphraseologen kennt er aus ureigener Unschauung Natur und Sitte seines Landes. Er liebt das positive Wissen, er ist Realist und verpönt alle Sentimentalität und alles Pathos. Ja vielleicht nur zu sehr, sonst hätte er unmöglich Hallers Alpen geringer anschlagen können als Peter Josis „Geringes Gedicht über unsre lieben und guten Kühe, und schönen und guten Berge in der Talschaft Adelboden, im Amt Frutigen".

Als lyrischer Dichter nähert sich Wyß seinem ältern Freund Kuhn, ohne ihn aber an Einfachheit und volkstümlicher Unmittelbarkeit der Sprache und des Gefühls zu erreichen. Volkstümlich gelang ihm das „Schwyzer-Heiweh."

„Ach, i d'Heimeth möcht i wieder,
Aber bald, du liebe, bald!
Möcht zum Aetti, möcht zum Müeti,
Möcht zu Berg u Fels u Wald!

Möcht die Firste wieder g'schauen
Und die lutre Gletscher dra,
Wo die flingge Gemsli laufen,
U kei Jäger fürers cha!

Möcht die Glogge wieder g'höre,
Wenn der Senn uf d'Berge trybt,
Wenn die Chueli freudig springen
U keis Lamm im Thäli blybt!

Möcht uf Flüeh und Hörner styge,
Möcht am heiterblaue See,
Wo der Bach vom Felse schumet,
Ueses Dörfli wieder gseh!"

Als sein wohl am frischesten empfundenes Gedicht kann das „Berglied" gelten:

„Auf, den Bergstock in die Hand,
Lustig auf ins Alpenland!
Nicht geschont den Nagelschuh!
Frisch auf Berg und Felsen zu!

Fahre wohl, du schöne Stadt!
Bin von Herzen deiner satt.
Treibst mir eben gar zu viel
Tändelei und Possenspiel.

Eingelenkt nun in das Tal!
Rauh schon wird der Pfad und schmal.
Sachter jetzt und fester jetzt
Fuß und Bergstock eingesetzt.

Mutig! mutig! Federleicht
Wird des Berges Haupt erreicht;
Denn was Leib und Seele drückt,
Ist ins tiefe Tal entrückt.

O dort oben, welche Luſt
Wird ſich regen in der Bruſt!
Alpenſteigen iſt von Art
Eine halbe Himmelfahrt."

Der Dichter war ein begeiſterter Alpenwanderer. Wo er konnte, forderte er ſeine Miteidgenoſſen auf, die Berge aufzuſuchen. An der Zofinger Künſtlerverſammlung rief auch er den Malern zu, ſie ſollten ins Berner Oberland gehen, dort würden ſie wahrhaft Schönes genug finden können. Er ſelbſt zog manchesmal zu Fuß über Gebirgspäſſe. Davon zeugen ſeine Reiſebeſchreibungen. Daraus nennen wir: „Ein Streifzug ins Siebental" (Sommer 1822 bei Anlaß der neuerbauten Straße), „Ausflug nach Saanen und über den Sanetſch nach Sitten", „Wanderung in das Kiental und nach dem Tſchingel", „das Gadmental und der Suſtenpaß". Alle ſind lebhaft, anſchaulich und zeugen von ſehr großen topographiſchen Kenntniſſen. Stets zeigen ſie auch Wyß' großen Eifer, Gebirgsſagen und verwandte Stoffe zu ſammeln. Bitter beklagte er das Verſchwinden derſelben in gewiſſen Alpentälern, wo infolge der ſich ſteigernden Berührung mit ſtädtiſcher Kultur „eine läppiſche Verſchämtheit in bezug auf das alte Einheimiſche" herrſchend werde. Die Frucht ſeiner Volksſtudien und Alpenwanderungen waren ſeine zwei Bände umfaſſenden, 1815 erſchienenen, mit Kupfern von König geſchmückten „Idyllen, Volksſagen, Legenden und Erzählungen aus der Schweiz". Darin ruht eine Fülle Alpendichtung. Wir nennen die kleinen Epen: „Die Schlangenkönigin", „Blüemlisalp", „der Grenzſtreit", „der Gemsjäger". Aus allen ragt hervor „der Kriſtallgräber": Ein armer Alphirt aus dem Haslital, Gemsjäger und Wildheuer, hofft eine Kriſtallhöhle zu finden, die ihm und ſeiner Familie aus aller Not helfen könnte. Im verwitterten Felshang des Zinkenſtockes am Aaregletſcher findet er endlich die Spuren einer Druſe. Mit Aufopferung von Hab und Gut läßt er ſprengen und graben. Umſonſt,

die letzte Milchziege wird verkauft trotz den Tränen der Frau, weil ein dreimal genau sich wiederholender Traum ihm den Ort der Druse verraten. Mit einem alten Mann zieht er heimlich hinauf und nach vierwöchentlicher harter Arbeit erfüllt sich der Traum. Das Glück ist da. Er dankt Gott und bittet ihn, ihm immer den Gewinn zum Wohle der Seinen richtig verwenden zu helfen. — In der Erzählung „Not und Hülfe" bringt Wyß die weitbekannte Geschichte von der wunderbaren Rettung einer in Graubünden tiefeingeschneiten Hirtenfamilie. Als die Hungersnot am größten war und der Vater das älteste Söhnlein schlachten wollte, da stürzte das Kamin herunter eine im Schnee eingebrochene Gemse. Nach zwei Tagen schmolz auch der Schnee. Der Mensch bat, und Gott half. — Durch die meisten Erzählungen von Wyß geht ein religiöser Zug: Die Kleinheit und Schwäche des Menschen einerseits, anderseits die Größe und Güte des Schöpfers. Diesen Grundakkord, der sich im Gebirge leicht aufdrängt, finden wir auch in den beiden Geschichten „die Schneelawine" und „die beiden Gemsjäger". Einer scharfen Charakterzeichnung seiner Figuren war Wyß nicht fähig, so sehr er auch anderwärts den Realisten hervorkehrte, ebensowenig war er ein Meister in der Landschaftsschilderung. Sein Hauptverdienst bestand ohne Zweifel darin, daß er in seinen Freunden und Kunstgenossen für die Alpenwelt wirkliches Interesse hat wecken können.

Sein bester Freund war der ihn als Dichter weit überragende Pfarrer Gottlieb Jakob Kuhn (1775—1845). Zuerst bekannt wurde er durch seine „Drei Volkslieder auf die Feier des schweizerischen Alpenhirtenfestes zu Unspunnen" (1805). Im folgenden Jahre erschienen „Volkslieder und Gedichte", alle in Mundart; 1812 eine „Sammlung schweizerischer Kuhreihen". Von da schrieb er meist in die Alpenrosen, die er hatte gründen helfen. — Dort oben in dem

wundervoll gelegenen Sigriswil, hoch über dem rechten Thunerseeufer, sehen wir den jungen Geistlichen wirken. Sinnend schaut er hinüber ins matten- und weidenreiche Frutigland und hinauf zum herrlichen eisbepanzerten Massiv der Blüemlisalp, der Rivalin der Jungfrau. In seinem Tagebuch aus jener Zeit bekennt er: „Die Natur um mich her in ihren wechselnden Gestalten entfaltet immer neue Reize, und Gott sei Dank, daß ich mit meinen Augen sehe, mit meinen Ohren höre und mit meinem Herzen empfinde die Herrlichkeit der Schöpfung um mich her!" Mit einem tüchtigen Bergstock und den Waidsack am Rücken wandert der naturfrohe, nie einsame Mann botanisierend über Weide und Felsgrat. Da und dort kehrt er ein in eine Hütte, spricht Schlichtes mit den schlichten Menschen. Die Verschlossenen öffnen ihm Herz und Sinn, weil sie wissen, er versteht sie. Das echt Volkstümliche wird sein Eigentum, er hegt es treu und liebevoll. Und siehe! Seiner Harfe entströmen die wunderbarsten Volkslieder, die je im Schweizerlande entstanden sind. Er dichtete aber nicht allein die Worte, sondern er sang oft auch gleich die Melodie dazu, auch diese getragen von schlichter volkstümlicher Empfindung. So erklangen die heute dem Schweizer wohlbekannten Lieder: „Bueb, mir wey uf d's Bergli tribe", „Ha anem Ort es Blüemli g'seh", „Der Gemsjäger", „d's Heimweh". Wie oft ist doch Ursprung und Schönheit der Alpenrose besungen worden! Es möchten wohl nahezu hundert Gedichte über sie zu finden sein. Aber welcher Dichter kann sich darin mit Kuhn messen? Auch Alpfahrt, Sehnsucht und Heimweh des Alpenbewohners, Gemsjägerleidenschaft sind so oft variiert worden, aber welche von den vielen Variationen dieser naheliegenden Stoffe sind so volkstümlich und erfreuen sich so allgemeiner anhaltender Gunst wie diejenigen des Vikars von Sigriswil? — Als Volksdichter steht Kuhn, was poetische Auffassung seines

Gegenstandes und glückliche Handhabung des Dialektes betrifft, unter den Schweizerdichtern jener Zeit unstreitig voran. Nicht umsonst hat ihn schon die Mitwelt in die nächste Nähe von Hebel gestellt. — Die Sagen der Alpen zogen Kuhn sehr an, er fand darin dichterische Motive; so entstand „das Märlein von der Teufelsbrücke" und die ergreifende Ballade „die Entstehung der Alpenrose".[1]) Er selbst charakterisierte seine Volkslieder aufs Treffendste: „Sie erfordern ihren eigenen Ton und ihre besondere Farbe. Es darf darin kein Mann aus höhern gebildeten Ständen, kein eleganter Stutzer aus der Stadt, kein Mädchen sanft wie Mondschein und süß wie Nachtigallengesang auftreten; nur der natürliche Bauernjunge, das ungekünstelte Landmädchen müssen hier sprechen."

Zwar nicht Dichter, aber doch vortrefflicher Schilderer von Gebirgsreisen war der Wyß dem Jüngern und Kuhn befreundete Meisner (1765—1825), ursprünglich Hanoveraner, von 1796 an aber in Bern lebend, Mitgründer der Alpenrosen. Er reiste wohl am meisten von der Berner Dichtergilde in die Alpen hinein, er stand auf der Gemmi, dem Jochpaß, der Surenen und stieg über den Col de Balme nach Chamounix. Durch die gefällige Schilderung dieser Wanderungen im Alpengebiet trug er wie Wyß der Jüngere wesentlich zur Kenntnis desselben bei; Topographie, Geologie und Fauna der Alpen waren ihm wohlbekannt. Etwas vom Besten von ihm ist die „Wanderung auf den (!) Stockhorn" (1822). — Auch F. M. König darf hier genannt werden als letzter im Bunde. Er schrieb eine „Reise in die Alpen" (Bern 1814). Dann schuf er eine Sammlung von 60 kolorierten Blättern unter dem Titel: „Souvenirs des objets les plus remarquables d'Interlaken, Lauterbrounnen, Grindelwald et Hasle". Auch er gehörte zu den Künstlern jener Zeit, die

[1]) Siehe Seite 27 dieser Studie.

rechtzeitig erkannten, daß nur intime Kenntnis und Erforschung der Alpen befruchtend auf die Kunst einzuwirken vermag.

Ganz seitab von dieser Dichtergruppe stellte sich der etwas jüngere Peter von Tscharner[1]) mit seiner Novelle „die Alpenbräute". Kinder der Ebene finden sich nach mancherlei Irrungen und Mißverständnissen in den Bergen zu glücklichem Bunde. Die Hauptsache fehlte: Eine psychologische Analyse der neuen Eindrücke, welche die Alpenwelt auf die Fremdlinge macht und die daraus resultierende Bestimmung des künftigen Schicksales. Nahe mußte es liegen, die Alpen gewissermaßen als den guten, versöhnenden, zusammenführenden Geist zu verwenden, ohne daß das Landschaftliche sich vordrängte. So wäre ein originelles Thema entstanden. Sind wir hier enttäuscht über den vielverheißenden Titel und die geringe Tiefe der Auffassung, so sind wir es einigermaßen beim größten Berner Dichter Jeremias Gotthelf (1797—1854) über die Dürftigkeit, mit der die Alpen bei ihm wegkommen. Die weißen Berge, die gelegentlich in seinen grandiosen Dorfgeschichten auftauchen, halten sich im hintersten Hintergrunde. Eine Ausnahme bedeutet etwa die wenig gelesene Erzählung „der Druide" (1844). Sie versetzt uns in die Zeit, da die ausgewanderten Helvetier, durch die Schlacht bei Bibracte geschwächt, ihre Heimat wieder aufsuchten; an den Zürichsee mit dem duftigen Hintergrunde der in heiterer Schöne hoch über Land und See emporragenden Berge. Die Geschichte ist ein hohes Lied auf das Heimweh des Helvetiers nach seinem unvergleichlichen Mutterlande. Auch in der „Gründung Burgdorfs" zeigt Gotthelf bei der packenden Schilderung eines Gewitters am Bergsee etwas mehr Interesse. Wie trefflich weiß er auch das Alpenglühen zu schildern: „Wie glühten die Berge im goldnen Abendschein, rosengleich, hehre, herrliche Schweizerrosen, die sich

[1]) Von ihm verfaßt sind auch die „Wanderungen durch die Rhätischen Alpen". (Zürich 1829—1831.)

nicht verpflanzen lassen aus einem Garten in den andern, die unser eigen bleiben, solange Gottes Huld und Sonne leuchten über unsern Garten. Aus schwarzem, dunklem Walde herauf blühten diese hehren Schweizerrosen, Jungfrauen gleich, welche über wildes Gestrüpp ihre lieblichen Häupter erheben. Die schwarze Wüste war durchwirkt wie von Silberbändern, die zu flattern schienen von den schneeichten Gewändern der Jungfrauen." Ohne patriotische Gefühle konnte Gotthelf die Alpen nicht schauen.

4.

Nach und nach verstummte die Harfe der Berner. Die Redaktion der Alpenrosen ging über an den Aargauer Fröhlich und an die Basler Wilhelm Wackernagel und K. R. Hagenbach. Damit begann die allmähliche Verschiebung der literarischen Hegemonie von Bern über Basel und den Aargau nach Zürich, das sie in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts dauernd behielt.

Von allen Aargauern muß zuerst genannt werden der erste Ersteiger der Jungfrau und Bezwinger des Finsteraarhornes Rudolf Meyer (6. März 1791—6. Nov. 1833) von Aarau. Er gehört zu den Bahnbrechern, die unsere Berge erschlossen haben. Er war ein vorzüglicher Natur- und Reiseschilderer, ja, was Pracht und Farbe der Darstellung betrifft, überragt er Wyß den Jüngern und Meisner, einen Abraham Roth und selbst Fr. v. Tschudi; ebenso an idealer Begeisterung und Gesinnung, die bei ihm ihren Nährboden durchaus in den Alpen hatten. Ganz ungewöhnlicher Reichtum im Ausdruck, Kraft der Darstellung und packendes Entzücken für die Gebirgsschönheit wohnen im „Geist des Gebirges" (1831) und in den „Ahnherren von Rothtal" (Alpenrosen 1833). Der ästhetische Sinn, die reine Liebe für das Gebirge waren

in ihm sehr hoch entwickelt. Er erreicht darin einen Ulrich Hegner. Wie trefflich schildert er etwa den Einstieg ins Rottal an der Westwand der Jungfrau: „Die letzte Alp erhob sich bald sehr steil und verlor sich endlich zwischen Felstrümmer; die wurden immer zahlreicher und größer mit jedem Schritt aufwärts. Die Blumen glänzten nur einzeln zwischen dem Gestein; dennoch erquickten sie das Auge, und in sinniger Unterhaltung mit ihnen vergingen die Stunden. Aber immer wilder zeigte sich die Umgebung; da war nicht die Spur eines Pfades zu erspähen, selbst die Blumen fanden ihn nicht mehr. Das Gebirge, in Schluchten geöffnet, in Trümmer zerrissen, reckte hohe, schwarze Säulen wie Riesenarme warnend aus dem Schutte; drohende Joche stieß der Felsen vor; starre, finstere Wände stellten mit breiter Brust sich dar. Gletscherbäche blitzten tosend entgegen; der Firner des Rothtals hielt aus der Schlucht, wie eine lauernde Sphinx, den Arm über den Rand des Abgrundes herab; Felsblöcke sausten nieder; unter dem Fuße ward es leer und im tiefen, dunklen Schlunde wälzte sich, eine gleißende Schlange, die Lütschinen.

Die Jungfrau sah still und in zarter Röte, als wollte sie erwachen aus ihrem tausendjährigen Schlafe . . . . . Die Felswände wurden erklommen, die Joche überstiegen, von Stufe zu Stufe gelangte man ungestört aufwärts in das Eistal; da war die lebendige Welt verschwunden, untergegangen im Abgrund, und hinter ihm schwebten die Gipfel des Gspaltenhornes und der Blüemlisalp Wolken gleich in der Luft. Neue Berge erhoben sich im Hintergrunde des Erstiegenen, Eisgipfel, Felswände und Schneestreifen, Gletschermassen in Gräben und Wällen. Wie der Löwe aus seiner dunklen Höhle mit gesträubter Mähne, mit blitzendem Auge, schoß der Bach laut brüllend aus dem Gletscher; einzelne Wolken zogen wie Boten still und hastig vorüber; Gletscher barsten und knarrten; Lüfte flatterten ungesehen wie warnende

Geister umher. Da trat der Schatten immer weiter von westlichen Höhen über den Gletscher weg, dann zu gegenüberstehenden Wänden; er wischte mit schwarzer Hand jeden Schimmer aus ihnen aus, bis hinauf zur höchsten Spitze der Jungfrau. Nun stieg aus allen Spalten des Gletschers kalt und schweigend die Nacht hervor." — Auch in seinen „Natur- und Tierzeichnungen" zeigte Meyer, daß er mehr war als ein trockener Sammler und Forscher. In ihm verkörperte sich glücklicher als in Hugi, Desor, Agassiz und andern jüngern Zeitgenossen der denkende Naturkenner und der gewandte Stilist. Er schaute die Berge nicht bloß staunend an und notierte, sondern sein naturphilosophischer Geist durchdrang sie zu gleicher Zeit. Mit ästhetischem Behagen, ja mit dichterischer Wollust gleitet sein Auge über die Bergmatten, über schimmernde Eisfelder, kühnen Felsenlinien nach, und zugleich fragt sein Inneres nach dem Innern des Geschauten.

In ähnlicher Weise tätig wie Meyer war der meist nur als Novellendichter bekannte Heinrich Zschokke (1771 bis 1848). Hatte er sich schon durch die Uebersetzung der „Nouvelles genevoises" von Töpfer, worunter wir den „Col d'Anterne" und „das Tal von Trient" hervorheben, ein Verdienst um die Alpendichtung erworben, so noch viel mehr durch die mit patriotischem Geist geschriebenen „Schweizer-Skizzen". Wenn auch, wie der Dichter nun einmal nicht anders konnte, darin zu viel räsonierende Politik getrieben ist, so gehören die einzelnen Studien doch mit zum Besten auf dem Gebiete der Schilderung alpiner Gegenden und ihrer Vergangenheit. „Das Wildkirchlein", „die Quelle des Innstroms", „die Gotthardstraße", „der Rigi", „im Berner Oberlande", „das Wallis": alle diese Skizzen zeugen davon, daß Zschokke, der politische Erzieher, mit Eifer und Hingabe die damals zugängliche Alpenwelt, „das eigentliche Prachtstück des großen Gartens", aufgesucht und studiert haben muß.

Er erinnert in dieser Beziehung am ehesten an Wyß den Jüngern. Die Studie „das Kloster Disentis“ war eine Vorarbeit zu der historischen Novelle „Die Rose von Disentis“. Diese Erzählung betrachtete der Dichter selbst als eigentliche Alpendichtung, insofern ihr Schauplatz in damals „selten besuchten Felsentälern“ Graubündens zu suchen sei. Wir müssen daher etwas näher darauf eintreten: Die Zeit ist die der französischen Umwälzungskriege und des Verlustes des Veltlines an Napoleon. Im herrlichen Engadin, in St. Moritz, weilt zur Sauerbrunnenkur der heißblütige Schützenhauptmann Flavian Prevost, neben ihm seine besonnene, zärtliche Schwester. Die politischen Unruhen und die gehässige Parteipolitik des Landes sind aber mit hinaufgestiegen in den Frieden der Berninawelt. Der Freisinn jubelt den Franzosen zu, der alte Geist hofft Rettung von Oesterreichs Heeren. Die Zeit von Jürg Jenatsch scheint wiederzukehren. Schon sind kaiserliche Truppen durch den Engpaß am Luzienssteig einmarschiert. Prevost, als Spion der Franzosenpartei verdächtigt, muß fliehen von St. Moritz. Einsam eilt er über den Julier unbekannten Schicksalen entgegen. Auf der Lenzerhaide begegnet er nachts bei Schnee und Wind dem Uli Goin, einem riesigen, schlauen und doch ehrlichen Bündner Oberländer, der ehemals in kaiserlichen Diensten zu Preßburg gestanden. Von ihm vernimmt Prevost, der ihm einst in Wien aus der Not geholfen, daß sein Feind Graf Malariva, österreichischer Agent, ihm nachstelle. Während des Gespräches sieht Prevost Ulis kostbaren grünseidenen Beutel, dessen eine Seite ein Kreis von Rosenknospen und Vergißmeinnicht und darin die Anfangsbuchstaben eines Namens schmückt. Wieso kommst du zu dieser Frauenarbeit? fragt tieferregt Prevost. Ahnungslos erzählt Goin, er habe ihn vom schönen Kammermädchen des Grafen Malariva erhalten. Prevost erbittet sich den Beutel und flieht dann über die Alpen nach Luzern. Dort

verkehrt er mit Männern der helvetischen Regierung und ist entzückt von Laharpe. Er schreibt Briefe an seine Schwester, die uns aufklären über den Haß des Grafen Malariva, den Aufenthalt in Wien, über die Bedeutung des Geldbeutels mit den gestickten Alpenrosen. Auch geben sie Antwort auf der Schwester Frage, wo Flavian die Rose von Disentis habe. Diese Rose ist nämlich nichts anderes als ein doppelt ausgefertigtes Medaillon, das die Mutter der beiden Geschwister bei ihrem Sterben den Kindern übergeben hatte mit der Bedeutung, es nur dem zu geben, „dem du mit deiner Liebe das ganze Leben gibst". Wo war nun dasjenige Prevosts? Wem hatte er es gegeben? — Als Student voll Durst nach Aufklärung, war er nach Wien gekommen. Dort hatte er eines Tages einer schönen, reichen, verwitweten Baronesse das Leben gerettet und war darauf von ihr als Hausfreund und Geschäftsführer angeworben worden. In ihrem Hause hatte sie noch eine Stieftochter, Elfriede von Marmels. Beide faßten zu dem stattlichen Bündner Liebe. Er erwiderte aber nur die Neigung der bezaubernden, feinen Elfriede. Ein Graf Malariva hatte aber auch Absichten auf diese, und die Stiefmutter begünstigte ihn. Er wußte nun Prevost, der von der Geliebten gegen das Medaillon den Beutel als Liebespfand erhalten hatte, moralisch und politisch so zu beschmutzen und zu verdächtigen, daß alle Bande rissen und Prevost in bitterer Enttäuschung flüchten mußte. Nach einem Aufenthalt in England und einem zweiten am Rhein reiste er dann mit der Schwester und deren Mann zur Erholung ins Engadin. — Soweit die Briefe aus Luzern. — — Indessen treffen die Franzosen energisch Anstalten, Bünden zu besetzen, bevor Suwarow und Erzherzog Karl mit vereinter Macht heradrängen könnten. Angriffsrichtungen sind: Massena über den Luziensteig, Loison über den Gotthard, Lecourbe gegen das Engadin und Tirol, Demont über den Kunkelspaß. Prevost

hofft, das starke Bergvolk werde, die Freiheit liebend, sich auch von den Franzosen freimachen können wie vorher von der Priester- und Junkerherrschaft. Er dient nun als Freiwilliger bei Loison. Vom Urserental über die Oberalp beginnt der Angriff. Prevost erhält den Auftrag, die verschneiten Pässe auszukundschaften. Er tut es mit größter Lebensgefahr und bringt schließlich die düstre Meldung, der Oberländer Landsturm, unterstützt von den Oesterreichern, sei entschlossen, den Franzosen bis in den Tod zu widerstehen. Nun beginnt der Uebergang auf gefährlichen Schneepfaden, vereiste Felswände entlang. Lawine und Steinschlag drohen Verderben. Die Franzosen werden zurückgeworfen. Prevost stürzt während des Gefechtes einen steilen Schneehang hinunter, eine Lawine reißt ihn in die Tiefe. Er arbeitet sich heraus und trifft unvermutet in Nebel und Nacht, wie weiland auf der Lenzerhaide, den riesigen Uli Goin. Mit Grauen sieht er, wie das wilde Bergvolk in seiner Siegeswut Gefangene mordet. Er will wehren, wird aber verwundet und gelangt zur Pflege nach Disentis auf das Schloß Castelberg. Ein neuer Angriff der Franzosen hat Erfolg, das Bergvolk flieht in die einsamen Hochtäler hinauf. Prevost verzweifelt an der Landeszukunft. Da entdeckt er Spuren von der Anwesenheit Elfriedes. Der Zufall will es, daß er zum Untersuchungsrichter zweier gefangener Rädelsführer ernannt wird. In diesen erkennt er Gilg Daniffer, die Seele des Aufstandes im Oberlande und — Graf Malariva, der als österreichischer Emissär Aufwieglerdienste leistete. Von diesem Heuchler vernimmt Prevost, daß Elfriede aus Wien verschwunden sei. Als die Gefangenen nach Chur gebracht werden sollen, da bricht der Volksaufstand los und befreit sie; die französische Garnison in Disentis wird von entmenschten Bergbauern niedergemacht. Die wilden, erhitzten Rotten marschieren nach Ilanz; ein furchtbarer Kampf entbrennt,

Malariva fällt. Aus einem anfänglichen Siege wird eine schwere Niederlage.

Prevost hat seiner Pflegerin, Frau von Castelberg, ein galantes Versprechen einzulösen: Er soll eine weder schöne noch junge, ihr befreundete Dame und deren zwei Begleiterinnen, wovon die eine ein Gesichtskrebsübel hat, aus dem wildbewegten Bergland über die Grenze führen. Da jeder Widerstand von General Chabran nach der Besetzung von Disentis niedergeworfen worden, so kann Prevost sein Wort erfüllen. Mit Uli Goin sucht er an einem hellen Bergmorgen die bereits flüchtigen Damen einzuholen. Eine dunkle Ahnung drängt ihn zur Eile. In dem baumlosen Alpdörflein Panix holt er die Gesellschaft ein. Im Tale brennt Disentis. Am nächsten Morgen erfolgt der Uebergang über den Panixerpaß. Die geheimnisvolle, vermummte, Krebskranke erregt dabei seine Teilnahme. Wer ist sie nur? — In der grandiosen Hochgebirgslandschaft folgt nun keineswegs Aufklärung, Erkennung, Versöhnung und selige Liebesfeier, sondern die reizende Komödie dauert weiter bis hinunter ins Sernsttal, ja bis Glarus. Hier weilt auch Prevosts Schwester. Hier entpuppt sich endlich die vermummte Krebskranke als die liebreizende Elfriede. Sie behält die Rose von Disentis. — —

Das alles ist nun gewiß sehr lebhaft und gefällig erzählt vom Dichter. Aber er läßt einmal dem Zufall viel zu sehr Spielraum, zum andern ist er der irrtümlichen Meinung, daß Landschaften nur der lebloſe Hintergrund poetischer Kunstwerke sein können. Daher kommt es auch, daß Zschokke dem Leser, trotz mancherlei sachkundigen Ausführungen und Wendungen, doch nicht die Ueberzeugung beibringen kann, diese Bergleute könnten nicht anders gedacht werden, als wie er sie schildert, sie seien eins mit der Natur. Wir lernen eigentlich nur die beispielloſe Roheit derselben kennen. Und der Bergeller Prevost selbst erscheint nicht als ein urwüchsiger,

zielbewußter Patriot, sondern eher als ein empfindsamer Kosmopolit, als ein halber Träumer von oft zweifelhaft „pflichtgemäßer“ Handlungsweise. Er wird dem Lande kein Retter, ja nicht einmal der Ciceronedienst über den Panixer kann als eine Rettung der Geliebten bezeichnet werden. Zschokke verwendete auch viel zuviel Lokalnamen, als ob er damit den Eindruck des Wahrscheinlichen hätte erhöhen wollen. Aber trotz diesen Mängeln war die „Rose von Disentis“ doch der erste größere Versuch auf dem Boden des historischen Alpenromanes. Von C. F. Meyer und Ernst Zahn wurde er dann zur Blüte gebracht.

Aeußerst produktiv wie Zschokke war auch sein Landsmann Abraham Emanuel Fröhlich (1796—1865). Politisierte jener zuviel, so moralisierte dieser zuviel. Seiner nach einer bekannten Volkssage erzählten „Blüemlisalp“ merkt man den belehrenden Pfarrerton unschwer an: Auf der Scheideck wohnt ein reicher Senn und Jäger, namens Walter, er liebt eine arme aber schöne Weberin Johanna. Sein Naturell ist ziemlich brutal und ohne Verständnis für Armut. Er heiratet das Mädchen, weil dessen Gestalt seine Lüsternheit reizt. Johanna aber wird heimlich geliebt von Sepp, dem braven Jungknechte Walters. Er repräsentiert den Typus des sich aufopfernden, selbstverleugnenden Fridolin; er macht sogar den Brautwerber für den Meister. Nach der Heirat scheint das Glück eingezogen zu sein. Aber Walter wird vom bösen Vogt Urs, dessen kokette Töchter auf ihn reflektieren, gereizt durch die Verdächtigung des Verkehrs zwischen Johanna und Sepp. Die Worte schlagen ein bei dem im Weingenuß aufgehenden Walter, er sitzt mehr in des Vogtes Wirtschaft bei der prickelnden leichtblütigen Esther als bei seinem Weibe. Rastlos arbeiten Johanna und der getreue Sepp, um des Meisters Nachlässigkeit auszugleichen. Warnungen nützen nichts. Walters Wut richtet sich gegen

den unschuldigen Sepp. Auf einer einsamen Bergmatte an einem Abgrund treffen sie aufeinander. Aber der ahnungslose Knecht bändigt den racheschnaubenden Meister durch überlegene Körperkraft. Die Wut desselben steigert sich. Die schlimmen Zungen des Vogtes und seiner Töchter bringen es dahin, daß Johanna und Sepp in den Verdacht des Ehebruches geraten. Sepp war nämlich geflohen in ein ausländisches Söldnerregiment, und Johanna ward nachts durch den ruchlosen Urs gewaltsam über eine Felswand heruntergelassen. Die Unordnung, die eine Flucht im Hause zurückläßt, wurde künstlich hergestellt, so daß das Gericht, trotz der Beteuerungen der greisen Mutter Johannas, auf Scheidung erkannte. Und wie vorauszusehen, die sinnliche Esther heiratet den sinnlichen Walter. An die Stelle der einfachen Sennhütte wird ein prunkvolles Gebäude erstellt. Die Hochzeit wird gefeiert auf der Blüemlisalp. Ein üppiges, wüstes Trink- und Eßgelage der zahlreichen Gäste verhöhnt die Einsamkeit und tiefe Stille der Alpenwelt. Da erdonnert das Gebirge; der Gletscher, der Jahrtausende über der Alp friedlich geglänzt, reißt los und begräbt Weide, Schloß und Menschen unter sich. Das Betglöcklein im Tale ertönt, das Dorf ist in Wassernot, doch der Staubach findet einen Ausweg. Das Rettungswerk auf der Alp fördert, wunderbar zu sagen, die halbverhungerte Johanna unversehrt zutage und damit ihre vom Himmel selbst geschützte Unschuld. Hochgeachtet schreitet sie an Sonntagen wieder aus der Kirche als ein stilles blühendes Weib. Da kehrt Sepp wieder, er ist Hauptmann geworden und gereift im harten Dienste. Er freit, und Johanna wird sein. „Aber noch glänzt die Blüemlisalp, ein mit Schnee und Eis erfülltes Hochtal weit und breit in die Lande hinab. — Noch lebt ihre Sage im Munde des Volkes und prediget in den Bergen Gottes dem Uebermütigen Demut und dem Unterdrückten Vertrauen."

So dramatisch diese Erzählung auch erscheint, so wenig dramatisch veranlagt war Fröhlich. Er ist eher ein weicher, pastoraler Lyriker, ein gemütlicher, breit ausspinnender, zu moralischen Betrachtungen geneigter Epiker. Unter seinen zahlreichen Gedichten ist wohl eines der besten „der Sonntags-Abend": Der betagte Dichter sitzt allein zur Stunde, wo die Firne über dem hohen Ulpental erbleichen und der Bergwind kühlt, im Kirchenchorstuhl. Zu den Fenstern herein glänzt über dem Saum eines Tannenwaldes das Hochgebirge. Da fühlt er seine Einsamkeit, den Verlust der Gattin, mit der er vor Jahren auf Weiden und Höhen gegangen und an Bergseen gefeiert; er erlebt noch einmal den Sturm auf tosendem See, die Angst der Geliebten, mit der er eben noch gesungen, die glückliche Rettung, den frühen Tod der frommen Frau und die Ruhe, mit der sie ihn erlitten; er hofft getrost auf ein Wiederfinden.

„Und ich sah mein teures Kind
Aus den stillen monderhellten
Hallen zu den Himmelswelten,
Die ob toderblaßten Flühen
Funkelten mit schönstem Glühen."

Das ist wirklich poetischer Gehalt. Kalt lassen dagegen der „Sonntag auf Bernina" und fast der ganze Zyklus „Blätter und Blumen vom Brunnen des St. Maurizius" (1854). Daraus leuchtet hervor das kleine

Abgründe.

„Tief in dem See
Leuchtet der Schnee,
Schattet die Wand:
Tiefer, o Herz,
Meer ohne Rand,
Freud' dir und Schmerz!"

Trefflich gelang es ihm in dem vielgesungenen Lied „die Ulpen" dem patriotischen Stolz auf unsere Berge Ausdruck zu verleihen.

„Unsre Berge lugen übers ganze Land,
Aus dem Rhonetale zu des Rheines Strand;
Und in allen Gauen mahnt ihr heller Schein,
Sich des einen schönen Vaterlands zu freun."

Hierin nähert sich Fröhlich einem Leonhard Widmer.

Bedeutender als Lyriker war Fröhlichs Landsmann Karl Rudolf Tanner (1794—1849). Von ihm stammt neben der „Fernsicht unter den Linden" und der „Alpenrose" das tiefempfundene Gedicht:

Sehnsucht nach dem Gebirge.

„Ueber finstre Tannensäume
Steigt die Alpe mild empor,
Schöpft noch Rosenblut und Träume
An des Tags verschloßnem Tor.
Gäb es Bahnen, daß ich zöge,
Wo den Sprung die Quelle wagt,
Schwingen, daß hinan ich flöge,
Wo die Firne einsam ragt.
Hier aus diesen Dunkelheiten,
Aus der Sorge flög ich weg,
Selig dort zum Licht zu schreiten
Ueberm Zackenfelsensteg."

Haben wir es bei Tanner mit einem ursprünglich empfindenden Dichter zu tun, so dagegen bei dem Badener Kurarzt Joh. Alois Minnich (1801—1885) mit einem unverfrorenen Nachempfinder und Imitator. 1835 erschien von ihm eine Lese schweizerischer, mundartlicher Gedichte unter dem schönen Titel „Alpenblumen". Der Berner Kuhn ist darin geradezu verhunzt. Aus den Liedern seien genannt: „Geißbuebs Bergfreude", „der Hirt am Abend", „Jägerlied", „Kuhreigen". Besser und selbständiger geraten sind die „Bilder aus der Schweiz" (1845), obschon Minnich auch da an alte Stoffe sich hielt, wie Gemsjägerlust, Liebeszauber der Sennin, „der Sennen Frühling", letzteres wohl in Anlehnung an Kuhns „der Ustig wot cho", und „der Alpenjäger". Wenig Stimmung und zuviel Schilderung und Beschreibung enthalten „die Rigi" und „das Wildkirchlein".

5.

Groß ist die Zahl der kleinen Lyriker um die Mitte des Jahrhunderts. Aber dieselben Grundtöne kehren gerne wieder, nur die Begleitung und einzelne Zwischensätze klingen anders. Dieser Mangel an Originalität ist bei der Mehrzahl vorhanden. Sehnsucht nach den Bergen, Andacht im Gebirge, Lob der Alpenrose, Aufforderung zum Besuch der Alpen, Lob eines Alptales oder aussichtsreichen Gipfels, Gemsjäger, Sennerin und Hirtenknabe: das sind die am Wege liegenden Stoffe, nach denen diese Lyrik griff, vergessend, daß das auch schon geschehen war. Erst C. F. Meyer gab ihr einen neuen, vornehmern Inhalt. Es würde zu weit führen und für die Kenntnis unsrer Alpendichtung belanglos sein, wollten wir jedem einzelnen, der einmal einige Verse geschrieben, nachgehen und das Blümlein pflücken, das ihm die Alpen geschenkt. Ein summarischer Blick vermag völlig diese kleine Lyrik zu charakterisieren.

Voran schicken wir, entsprechend der literarischen Verschiebung, einige Basler. Sie zeigen fast alle eine auffallende religiöse Färbung. Vor allem Abel Burkhardt (1805 bis 1882). Er schrieb einen Liederzyklus, „Bilder aus dem Berner Oberlande“.[1]) Daraus ragt hervor:

Allein mit den Bergen.

„Es grüßt sich leise Tag und Nacht,
Noch ist die Erde nicht erwacht,
Ich kann hier oben ganz allein
Mit euch, ihr großen Berge sein.

Ich möchte mit euch reden hier,
Ihr Berg' und Firne betet ihr?
Ich möchte mit dir beten gern,
Du feierliches Volk des Herrn.

[1]) Alpenrosen 1837, S. 305.

O du Gemeinde still und groß,
Nimm du mich auf in deinen Schoß;
Es ist so heilig, heilig da,
Hier oben ist der Herr so nah."

Dieses Andachtsmotiv ist auch vom Aargauer Dössekel behandelt worden. Aber welch ein Schritt bis zu Meyers „Himmelsnähe"! Von pastoraler Andacht im Gebirge erfüllt waren A. Sarasins (1802—1885) „Fragmente aus den Alpen" (1850). Balthasar Reber (1805—1875) schuf ein langes Gedicht „die Gemmi", voll unangenehmer Subjektivitäten, die mehr Stärke im Schimpfen als in der Dichtkunst verrieten; [1]) besser geriet ihm „Auf den Surenen". Karl Rudolf Hagenbach (1801—1874) sang vom „Alperösli" und von seiner Sehnsucht

Nach den Bergen.

„Nach den Bergen laß mich fliehen
Aus der engen, flachen Welt;
Da nur ist mir noch verliehen
Mensch zu sein, wie's mir gefällt!
Nach den Bergen laß mich eilen,
Zu den Bergen zieht's mich hin,
Auf den Bergen laß mich weilen,
Wo ich freier, froher bin."

Nicht glücklich geriet ihm der Liederzyklus „Aus Engelberg".

Ueber die Genannten hinaus ragte Theodor Meyer-Merian (1818—1867). Ihm gelangen schöne und reine Töne ohne moralisierende, pastorale Infiltrationen. Wie schlicht und stark empfunden ist

Der Schweizerknabe.

„Wir stiegen zu den Flühen,
Ich in des Vaters Hut;
Mocht' auch die Sonne glühen,
Doch hatt' ich frischen Mut.
Der Vater wies die Wipfel
Mir alle mit der Hand:
Wie viele stolze Gipfel
Hat er mir da genannt!

[1]) Alpenrosen 1850. S. 207.

Und Schnee lag auf den Stirnen,
Auf manchem Felsenschoß;
— Hei! bis zu jenen Firnen
Einst steig' ich, wenn ich groß!

Kein Abgrund soll mich schrecken
Und keine Felsenwand,
Den Mut nur soll mir wecken
Das schöne Vaterland."

Meyers „Morgen in den Alpen", „Sehnsucht nach den Bergen", „der Gletscherseе" gehören zum Besten, was je aus der Rheinstadt über die Bergwelt gesungen worden ist. — Wie eigentümlich! Der Dichter fürchtet sich vor dem toten, von wettergrauen Zacken und kaltem Gletscherschnee umschlossenen Hochsee; er sehnt sich hinunter in die Täler nach Menschengruß. Berge wie Rigi sind ihm lieber, obschon die Unmenge von Naturgaffern aller Nationalitäten mit ihren „Oh und Ach! Himmlisch — Einzig und Göttlich!" ihn heftig stören und ärgern, so daß er einsame Stellen aufsuchen muß, um das, was er schaut, ganz zu sehen. Dieses Sicheinsamfühlen im Gebirge und diese Sehnsucht nach Menschen und ihren Schicksalen ist manchem Dichter eigen, so etwa Corrodi, Heer und etwas abgeschwächt auch dem großen Alleingänger Widmann.

Wie Meyer-Merian, so standen auch Wilhelm Wackernagel (1806—1868) und Robert Weber (1824—1896) auf dem Rigi, dem Modeaussichtsberg vor fünfzig Jahren. Jener spürte die Pracht der Hochnatur wie eine herrliche Predigt; dieser lernte in der Höhe, im Reiche der Lauterkeit und des Sonnenglanzes wieder lieben, „wovon ihm einst die Seele schwoll". Wackernagel zog auch durch die Felsennacht der Schöllenen, voll Grauen, und fühlte „süße Wonne", als er plötzlich das firnumkränzte Urserenland vor sich ausgebreitet sah. Die Alpenrose besang er in der wenigstens nicht alltäglichen Form des Ritornells.

„O Alpenrose!
Du liebesrote, hoffnungsgrüne, süße,
Du hoffnungsgrüne, liebesrote, lose!“

Dieses herkömmliche, abgedroschene Thema variierte auch der Solothurner Jakob Hofstätter (1825—1892):

„Dort auf jenen Felsenspitzen
Blüht ein Blümchen zart und schön,
Zwischen kahlen Felsenritzen,
Auf der Alpen lichten Höhn.
Zartes Pflänzchen. holde Blume
In der Berge reiner Luft,
Steig von deinem Heiligtume,
Bring uns deinen Blütenduft.“

Aber wie fade klingt das! Wie duftig und neu dagegen tönt es daneben aus August Corrodis (1826—1885)

Einst und jetzt.

„— Ich fand im Alpengrund
Einen Garten, funkelnd im Taue,
Ich fand einen liebholdseligen Mund,
Zwei Augen, leuchtende, blaue.
Mein Herz sprach: „Hier machst du Halt,
Hier hat dein Weg ein Ende;
Laß fahren die schwindelnden Wände!
Was beut' dir droben das Urgestein,
Was lehrt dich der Wasser Tosen? —
Bleib unten im duftigen Blütenschein
Und kränze dein Haupt mit Rosen.
Aus dieser Augen Alpensee
Sollst du deine Seele tränken,
Und all dein einsam Leid und Weh
Wonniglich drein versenken.“
So hat meinem Weg ins Urgestein
Und auf zu Gletschern und Schrunden
Ein jung, jung Hochlandtöchterlein
Ein selig Ende gefunden.“

Echte Lyrik wohnt auch in Jakob Küblers (von Winterthur, 1827—1899) „Säntis“: [1])

[1]) Gedichte 1850. Vgl. über ihn O. Herold in Webers „Helvetia“, Bd. 22, 1899.

Mein Herz war verödet,
Mein Herz war so leer,
Ich suchte den Himmel
Und fand ihn nicht mehr.
Wohl oft hob ich sehnend
Den perlenden Blick,
Ermattet vom Fluge
Sank er immer zurück.
Da zogest du mich, ewiger
Liebender Greis,
Hinauf an des Busens
Kristallenes Eis.
Und wiesest erhabenen
Hauptes hinan,
Und wiesest dem Blicke
Zum Himmel die Bahn.
O Himmel im Herzen,
So still und so hehr!
Zu Tale zu fahren,
Wie wird mir so schwer!

Küblers Landsmann, der bedeutende Historiker Karl Morell (1822—1866) sang das an Salis und Wyß den Jüngern erinnernde, frisch empfundene Lied:

In die Berge.

„In die Alpen hinein, in das schöne Land!
In der Berge dunkelschattige Wand!
In die Alpen hinein, in die schwarze Schlucht,
Wo der Wildbach toset in wilder Flucht!
Hinauf zu der Matte warmduftigem Grün,
Wo sie blühn
Die roten Alpenrosen.

Und enger und enger schließt sich das Tal;
Nur oben ein blauer Streifen schmal.
Da schießt hervor aus dem feuchten Gestein
Der Bach und stürzt in die Schlucht hinein.
Ich klimme hinauf — und aus Waldesnacht
Hat mich angelacht
Duftweiche Alpenweide."

Von ähnlicher Begeisterung erfüllt war der mit Unrecht lange Zeit vergessen gebliebene Glarner Kaspar Schießer (1812—1839). Sein „Alpenwanderer" darf würdig neben dem genannten Lied Morells stehen. Ein anderer Glarner, Theodor Simmler, pries den Tödi, den er einst bestiegen, und das Glück, das er dabei für künftige Jahre gewonnen; denselben Berg verherrlichte auch Babette Vogel, ebenso das Klöntal. Salomon Tobler gab in dem Gedicht „Auf Unterwaldens Höhen" seinen Liebesgefühlen für die Alpenwelt Ausdruck und Viktor Schneider in seiner „Gletscherfahrt". Tieferes Interesse vermögen aber diese poetischen Ergüsse nicht zu wecken. Von ihnen zu schweigen ist kein Vergehen. Ueber eine gewisse Schwärmerei, die den Mangel an starkem subjektivem Empfinden und tiefem Naturgefühl deutlich bloßlegt, kommen sie alle doch nicht hinaus.

Was ihnen fehlte, das besaß dagegen in hohem Maße Jakob Vogel von Glarus (1816—1899). Er gehört nur noch halb zur Gruppe der kleinen Alpenlyriker, denn so intensiv wie er hat keiner von ihnen das alpine Naturlied gepflegt. Aber klein ist doch bei ihm, im ganzen genommen, der Umfang; Vielseitigkeit besaß er nicht. Er ist unter den Schweizerdichtern seiner Zeit nicht gerade leicht unterzubringen. — Sein Vorbild war Heinrich Heine. Das Stimmungsvolle, den subjektiven Ton und die echt lyrische Kürze und Einfachheit hat er oft glücklich gefunden. Selbst in einem der herrlichsten Alpentäler geboren und aufgewachsen und, mit Unterbruch, darin tätig bis an sein Lebensende, hatte er reichlich Gelegenheit, die Bergwelt zu studieren und ihr dichterische Motive zu entnehmen. In den „urheiligen Räumen" der Gebirgsnatur lernte er die falsche Welt vergessen. Tiefer Friede zog ein in sein vom harten Leben oft schwergeprüftes Gemüt. Er weilte — für einen Glarner fast selbstverständlich — ungemein gerne und oft im Klöntal und im Glärnisch-

revier. So entstanden die Werke: „Das Klöntal" und „der Glärnisch im Lichte der Dichtung", „die Bilder aus den Alpen" und „Erinnerungen an das Klöntal". Besonders angetan hat es ihm der See.

Mit süßem, maienheitern Blinken
Ruht, unberührt vom Erdenweh,
Umragt von grauen Felsenzinken
Auf hoher Alp ein Silbersee.

Der Frühling hat ihn wunderniedlich
Mit frischen Blumen rings umsäumt,
Er aber schlummert hold und friedlich
Am Bergesbusen fort und träumt.

Himmelhoch über seinen Wassern ragt der vielbesungene, sagenreiche Glärnisch, als ein treuer Wächter des Landes, und spiegelt in den klaren Fluten seine „demanthelle, urbeeiste Stirne". Auf den hohen Weiden des Tales blühen die schönsten Blumen. Vogel wird nicht müde, sie zu besingen: Soldanelle, Gentiane, Nigritelle, Alpenrose und Edelweiß. Die Blütenpracht des föhngeweckten Lenz ist ihm wahre Wonne; selbst die Lawine gefällt ihm, wenn sie von der Felswand gelockt voll Uebermut ins Tal stürzt, um unten, umblüht von Bäumen und Mattenblumen, zu zergehen als Leben spendende. Der dritte Liebling neben Glärnisch und Klöntalersee war ihm

Der Tödi.

„Vom letzten Strahl des Abends hold umflossen,
Harrt still der Tödi auf das Nah'n der Nacht;
Ein Silbermantel, purpurübergossen,
Wallt um die Schultern ihm in voller Pracht.

Da steht er, der in jedem Sturm gefeite,
Der Tausende begeistert und entzückt;
Die Riesenmutter Zeit hat die geweihte
Urkrone selbst ihm auf das Haupt gedrückt! . . .

Er blickt empor zu jenen blauen Fernen,
Es glänzt im Aethermeer sein Demantschild;

Er flüstert traulich mit des Himmels Sternen,
Sie lächeln zu ihm nieder lieb und mild.
Aus seinem Herzen Silbertränen rinnen,
Noch leise spielend mit dem Abendschein,
Da hüllt allmählich ihn und seine Zinnen
Die Nacht mit ihrem Zauberschleier ein."

In der Welt drunten, im trüben Menschenstrome, ist dem Dichter nicht wohl; auch vom Winter fühlt er sich eingeengt und gefesselt. Immer wieder freut er sich, als ein echtes Naturkind, auf den Frühling, wenn Tödi und Glärnisch ihre Lawinen niedersenden und der Ulpsee aus seiner „urgranitnen Felsenschale" wieder den Silberbach als Gruß ins Tal schickt. Dann lenzt es auch in seiner Brust. Es drängt ihn fort aus Stadt und Stube.

Dann will ich mit frischem Mute
Wieder zu dem Bergstock greifen
Und, Aurikeln auf dem Hute,
Eure stolzen Höhn durchstreifen.[1])

6.

Auf dem Gebiete des gesamten deutschen Geisteslebens vollzog sich um die Mitte des Jahrhunderts ein gewaltiger Umschwung. Der Materialismus trat an die Stelle der dogmatischen Ideenlehre. Seine Hauptvertreter waren zugleich auch politische Neuerer, indem sie die durch Hegels Theorie gestärkte Staatsomnipotenz aufs heftigste angriffen. Sie setzten auf dem Gebiete der Dichtung an Stelle des verknöcherten Idealismus und der nur im Aphorismus großen Romantik den schwungvollen Naturalismus. Sie brachten neue Anschauungen, neue dichterische Motive. In der Schweiz, die sich im Jahre 1848 endlich politisch reinigte und einigte,

[1]) Die meisten Lieder Jakob Vogels findet man in der von J. J. Honegger mit einer biographisch-kritischen Einleitung besorgten Gedichteausgabe. Glarus 1880.

verspürte man freilich nur bei wenigen etwas von dem neuen Geiste, obschon auswärtige Dichter, wie Heinrich Heine und Anastasius Grün die Alpen als Hort der Freiheit, als unerschütterliche, von der Natur selbst hingestellte Hochwacht besangen. Wie mancher Dichter und Politiker floh in jenen Jahren in die gastfreie Schweiz und fühlte sich hier glücklich geborgen vor Bajonetten und Kanonen. Einem Georg Herwegh (1817—1875) war sie zur zweiten Heimat geworden und ihr Boden hat seinen Leib aufgenommen. Beim Alpenglühen sang er das schwungvolle Lied „Vive la République!“ (1840).

„Berg an Berg und Brand an Brand
Lodern hier zusammen,
Welch ein Glühn! — ha! so stand
Ilion einst in Flammen . . . .
Heilge Gluten, reiner Schnee,
Golden Freiheitskissen,
Abendglanzumstrahlter See,
Schluchten, wild zerrissen —
Daß im Schweizerlandrevier
Sich kein Nacken bücke!
Kaiser ist der Bürger hier;
Vive la République!“

In der Schweiz fühlt er sich wohl, hier muß sein stolzes und heißes Herz nicht verbluten wie jenseits des Rheines im Lande der Philister. Und das in der gleichen Zeit, wo Keller hinauszog über den Rhein in deutsche Gaue, voll Hoffnung und Hunger nach großen befreienden Menschen! — Ans Gletschereis flüchtet Herwegh seine Gluten, am Strand des silberhellen, schäumenden Gießbaches jauchzt er in seiner unbändigen Freiheitslust, daß den Zurückgebliebenen „im flachen Lande“ drunten die Ohren gellen. Und

„Wo mit unbezähmter Lust
Ob den letzten Hütten
Dürre Felsen an der Brust
Ewige Ströme schütten!

Wo im ungezügelten Lauf
Noch die Wasser tosen,
Lad' ich meine Waren auf:
Wilde, wilde Rosen!"

Herweghs packende Lyrik hat in der Schweiz ein starkes Echo geweckt.

Einer der ersten, der ihm zujubelte,[1]) war der junge Berner C. Wälti. 1844 erschien von ihm ein Bändchen Gedichte unter dem Namen „Alpenklänge und Lawinendonner". Ein ungewöhnlicher Geist sprach daraus. Ihn riß es aus dem Gedränge der Menschen hinauf in die Höhen. Er mußte hie und da durch die Wildnis zum Alpsee emporsteigen, um das einfache Lied der Sennerin zu hören. Der Freiheit möchte er in der Höhe ein leuchtendes Panier aufstecken, weithin sichtbar bis in die fernsten Länder.

„Rauh ist mein Lied, wie die Berge,
Wild wie die ewigen Gletscher,
Kühn wie die sorglose Gemse,
Und frei wie die Lüfte des Himmels."

Tief und heftig empfand Wälti die politische Korruption Europas und der Schweiz insbesondere. Ihn empörte das „freche Hirn" der Aristokratie, und er hoffte, die Freiheit werde aus den Alpen wie ein siegender Löwe herabsteigen und die „Gesandten des Teufels" zermalmen. Wetterleuchten und Donner im Gebirge ist ihm der Aufruf zum Freiheitskampf. Auffallend Aehnliches empfand Gottfried Keller zur gleichen Zeit. Während aber der junge Zürcher damals noch für Deutschland stark sympathisierte, empörte es Wälti, daß man in dem politisch geknechteten Deutschland den freien Rhein für sich beanspruchte.

[1]) Die Strophe lautet:

„O steig auf diese Alpenspitze,
Da hast du einen festen Stand,
Und send' hinüber deine Blitze
Dem Freiheitsfeind ins weite Land."

„Der Rhein gehört dem Lande,
Das Freiheit noch beglückt,
So lang am Felsenrande
Man Alpenrosen pflückt,
So lang die Firne krachen
Vom Abendrot beglänzt,
So lang die Seen lachen,
Von Dörflein rings umkränzt."

Als auf diese Herausforderung in Deutschland böse Antwort schallte von dem russischen Geschäftsträger, Baron von Struve, da erwiderte Wälti stolz: Hilf du deinem eigenen Volke und ärgere dich nicht, daß „im Schweizeralprevier" die Menschen nicht wie Tiere behandelt werden. Der Dichter zog als ein freier Wanderer in die Berge, setzte sich im Abendschein zu den Sennen, rauchte eine Pfeife und ließ sich Sagen erzählen, so die vom „Hauri", jenem unheimlichen Klagelaut eines ruchlosen Mörders. Aber Wälti deutet die Stimme nicht als Warnruf vor Unglück, sondern:

„Sieh, es deutet diese Stimme,
Daß nun bald der Tag gebiert,
Wo der Herr in heißem Grimme
Die Monarchen stürzen wird."

Kein Schweizer-Dichter hat die Alpen so stark als Hort der Freiheit betont wie Wälti; wilder, heiß und kühn rollte ihm das Leben durch die Seele beim Aufblick zu den Alpen, zu den Monumenten, daran die Stürme der Jahrtausende zerschellten.

„Eidgenossen, mögt ihr ahnen
Ihres Daseins hohen Sinn?"

In der „Stille auf der Alp" löst sich von seiner Seele die Wolkenschicht politischer und eigener Bekümmernis, und auf dem Berghaupt im Glanzmeer des Lichtes spürt er nichts anderes als Freiheit und Gleichheit. Er beneidet und bewundert den Gemsjäger, der, einer tiefwurzelnden, hochragenden Wettertanne gleich, stark durch die Liebe eines Weibes, frei

und ungebunden über die höchsten Firsten schreitet, Höhenlicht, Bergzauber trinkend, als ein „Priester der Freiheit". Nie darf der Schweizer die Alpen vergessen, es würde sich bitter rächen. Sie sind uns von Gott gegeben als die Kraft des Landes. Vielfach erinnert diese patriotische Lyrik an diejenige Kellers, nur ist sie etwas lauter und beinahe aufdringlich; aber Wälti steht doch hoch da und darf keinenfalls vergessen werden.

Gnädiger als mit ihm verfuhr das Schicksal und die Literaturgeschichte mit dem Zürcher Leonhard Widmer (1808—1868). War Wälti eine vulkanische Natur, so er dagegen eine im ganzen zur Beschaulichkeit neigende, die ihr Leben mit einer gemütlichen Idylle abschloß. Für Freundschaft und Verbrüderung, für Tugend und Vaterland schwärmte auch er, aber alles mit einer gewissen weichen Sentimentalität. Er besaß ein intensives Naturgefühl, das demjenigen Vogels von Glarus verwandt war. Gerne möchte er immer auf den Bergen leben, doch das Land der Alpenrosen und Firne ist ihm versagt, und wehmutsvoll vermißt er den Frieden es Lebens, der nur auf „Himmelshöhen" wohnen kann. Er ist ein Dichter der Sehnsucht, des Heimwehs nach grünen Alpen und Glockenklängen, nach klaren Bergseen und rauschenden Gießbächen. Aber er ist wie Wälti wahrhaft stolz auf sein Vaterland. So entstanden die teilweise vielgesungenen Lieder „Sehnsucht nach den Bergen", „Schweizerheimweh", „Schweizerpsalm", „s'Schwyzerhüsli". Allen voran aber:

Alpenleben.

„Wo Berge sich erheben zum hohen Himmelszelt,
Da ist ein freies Leben, da ist die Alpenwelt.
Es grauet da kein Morgen, es dämmert keine Nacht,
Dem Auge unverborgen das Licht des Himmels lacht.

Da droben thront der Friede, ob die Lawine kracht,
Der Fels hat als Aegide die Hütte überdacht;

Schallt Kriegsgeschrei vom Tale, der Aelpler drob erwacht;
Er steigt vom hohen Walle und stürzt sich in die Schlacht.
O freies Alpenleben, o schöne Gotteswelt!
Ein Aar in Lüften schwebet, so nah dem Sternenzelt!
Dem Aelpler nehmt die Berge, wohin mag er noch ziehn?
Paläste sind ihm Särge, drin muß er schnell verblühn." [1])

Während Widmer noch vielfach ältere Motive, wie wir sie bei Salis, Wyß dem Jüngern und Kuhn gefunden haben, behandelte, ging dagegen der Bündner Plazid Plattner ganz eigene Wege. Was er in seinen „Dichtungen aus den Rhätischen Alpen" geschaffen hat, gehört zweifellos zum Besten in der schweizerischen Alpenlyrik vor C. F. Meyer.

Er empfand nicht minder patriotisch als Wälti und Widmer, nur etwas weniger laut und mehr lokal. An philosophischer Tiefe übertraf er beide. Auch seine Sprache klang lebendig und schön. — Alt-Fry-Rhätien liebte er über alles. Teuer waren ihm alle jene Heldengestalten, welche für die Unabhängigkeit der Heimat kämpften gegen Tyrannei und Despotenwillkür. So entstand das fünfaktige Schauspiel „Johann Caldar", das nicht ganz frei ist von einer geschickten Anlehnung an Schillers „Tell". Das Ganze durchzieht die Idee: Das Bergvolk ist zur Freiheit geboren und geschaffen; wenn einer es versucht, sie ihm wider Naturrecht zu nehmen, so lehnt die Natur selbst sich dawider auf und mit elementarer Gewalt zwingt das in seinem Heiligsten angetastete Volk den Frevler nieder. Kraft und Mut dazu aber wurzeln im Gebirge.

Plattner kannte Rhätien. Dessen reiche Sage war ihm wohl vertraut. So besang er den „Lawinengeist", der hoch über dem Tavetschtale in einem von ewigem Eis umstarrten, kystallenen Saale haust und die Riesen zum Kampf gegen den verhaßten Lenz herausfordert. Der Totenvolksage wußte

[1]) Gedichte. (Herausgegeben von einigen Freunden). Zürich 1869.

er in einiger Anlehnung an Goethes Erlkönig ein ungemein schönes Motiv zu entnehmen und poetisch zu gestalten: Durch Schluchten fährt bei Wolkenflucht und Wettersturm ein Schlitten, drin Vater und Tochter. Sie hört vom Bergwalde her seltsame, beängstigende Töne, sie hört einen düstern Chor trotz allen Einwendungen des Vaters, das käme vom Sturm und von der Lawine.

„Nicht sind's Lawinen, die brausen,
Nicht ist es Sturmgestöhn;
Es naht uns, ich seh mit Grausen
Es kommen von den Höhn."

Vergeblich ist des Vaters Antwort:

„Das ist über Abgrunds Rändern,
Mein Kind, der Wolken Flug."

Die Tochter hört Totenvolkmelodien, sie sieht hinter der dunkeln nahenden Schar eine liebe Gestalt schreiten, vor welcher eine Totenbahre schwebt. Jetzt weiß sie es. Ihn, zu dem sie ziehen wollte als glückliche Braut, ihn hat das Totenvolk geworben. Ihr Herz erstarrt. — „Das Brautpaar von Stürvis", welches David Heß in einer Novelle schon verklärt hatte, besang Plattner auch. Von jenen Dichtern, welche wiederholt versuchten, aus der Alpensage Stoffe für Ballade und Romanze zu gewinnen, war Plattner unbedingt einer der fähigsten, und man darf es bei ihm, im Gegensatz etwa zu Reithardt, bedauern, daß er sich nicht ausgibiger versucht hat auf diesem dankbaren Gebiete.

Sinnige Lyrik, die nicht erst durch die Reflexion hindurchgegangen, ist ihm auch eigen. „Der Alpenblümlein Streit", „Alpenröslein und Alpenmägdlein" wußte er im schlichten Volkston zu besingen. Tiefe, kontemplative Ruhe liegt über dem schönen Gedichte „Alpennacht".

Wer so den Frieden der Berge empfindet, der kann ihnen nicht lange fern sein. Es muß ihn aus der Ferne zu ihnen

zurückziehen mit magischer Gewalt. Wie Salis, so sehnte sich auch Plattner in der Fremde, „nach Fry-Rhätiens Alpentalen", nach den Bergen, den Wäldern, den grauen Burgtrümmern, den Sagen, den ruhmreichen Stätten, den Gletscherfirnen, dem Bergstrome und nach der „stillen Pforte", wo ihn einst die Liebste mit süßen Worten empfangen. Wie glücklich ist der Dichter nach der Heimkehr; er kann es kaum fassen, daß er denselben jungen Rhein, dieselben Wälder und Höhen wieder vor sich hat.

„O Heimat, deine Alpenzauber stiegen
So oft dem Fernen in der Seel' empor;
Jetzt blüht wie neu ihm, was er einst verlor;
In einem freien Lande leb' ich wieder,
Und Alt-Fry-Rhätien weih ich meine Lieder."

Von der religionsphilosophischen Tiefe und Kraft der Lehre des Nazareners war Plattner auch auf Bergeshöhen erfüllt. Sein „Aus den Höhen" ist ein merkwürdiges Pendant zu Gottfried Kellers „Schein und Wirklichkeit". Während dieser auf einem Felsgrat eingeschlafen von leerem Hoffen und verlorener Tat träumt und aus dem Traume erwachend die Abendröte für das Erwachen des Morgens hält, so träumt jener „hoch auf grünem Alpenplan" von einer kleinen Barke, die, den Kiel nach dem stolzen, von wilder Brandung umtobten Rom gewendet, still und sicher übers Meer schwimmt, das Wort des ewigen Lebens tragend, und wie er erwacht im tagenden Morgen, da erfüllt ihn die sich immer reicher und klarer entfaltende Hochgebirgsherrlichkeit mit „frohem Mut fürs Leben" und gibt ihm zugleich die Mahnung:

„Schau empor ins große Weben
Auf der Dinge End und Ziel!"

Eine eigenartige Apotheose des Sieges der Lehre Jesu ist das dreiteilige „Sturmlied auf dem St. Gotthard". König Föhn und die Nordbraut aus des Polmeers Eis-

paläſten ſtoßen auf dem Gotthard zuſammen; er ſingt vom Zauber des Südens, von Memphis' Schätzen, von Alexanders Stadt, von Tempeln, Säulenhainen und Götterhymnen, von blauen Wogen, grünen Inſeln, von Hellas, von Rom, von Zypreſſen und Pinien; ſie ſingt von Eichenhainen, Fichtenwäldern, von Runenſteinen, von Wodan, von Arminius' Tat und Nornenſang. Dann ringen beide miteinander wie Sigurd und Brunhilde. Es iſt der Kampf zwiſchen Germanen und Romanen. Während dieſes Ringens der Stürme kommt von Oſten ein eigenartig milder und doch ſtarker Wind, Föhn und Nordbraut beugen ſich ihm. Die Götter des Südens und des Nordens erliegen vor dem Einzigen. Man wird dieſes Sturmlied nicht gerade als ſpezifiſche Alpendichtung bezeichnen können, auch das tiefe „der Ozean und die Alpen" nicht. Aber die Berge waren es doch, die im Dichter ſchwere Gedanken auslöſten, und inſofern durfte hier davon die Rede ſein.

Aehnlich wie Plattner voll Begeiſterung für die vaterländiſche Sage und von anſprechender Religioſität war der Zürcher J. J. Reithardt (1806—1867). Er gehörte lange Jahre zu den beliebteſten deutſchſchweizeriſchen Volksſchriftſtellern. Auch er ſtand unter dem Einfluß Herweghs und nahm ſehr lebhaften Anteil an dem Gang der politiſchen Ereigniſſe in den Jahren 1840—1850. Seine „Geſchichten und Sagen aus der Schweiz" erſchienen 1853 geſammelt und waren vom Verfaſſer der ſchweizeriſchen Bundesverſammlung gewidmet. Damit kennzeichnete Reithardt ſelbſt das Thema als ein nationales. Die vaterländiſche Geſinnung und das große Unterfangen, der deutſchen Welt zu offenbaren, welche Fülle verborgener Schätze an Sagen unſer Land, inſonderheit die Alpenwelt, enthält — waren das Beſte daran.[1]) Ein Stolz ſpricht daraus, ähnlich etwa demjenigen

[1]) Vgl. hiezu S. 7, 8 dieſer Schrift.

Wältis beim Streit um die Zugehörigkeit des Rheines. Leider gelang es Reithardt nicht, eine künstlerisch schöne, dem Stoff äquivalente Form und Sprache zu schaffen, und so geschah es, daß seine versifizierten Alpensagen ziemlich früh der Vergessenheit anheimfielen. Wir nennen hievon: „Schneekönig und Lanzig", „der Pilatusberg", „die Legende vom heiligen Theodul". 1845 begann Reithardt ein „Schweizer. Familienbuch" herauszugeben; darin brachte er unter anderm „die Unterhaltung am Brunnen", eine unbedeutende Erzählung nach einer Glarner Alpensage; dann „die Waisen des Führers", eine rührende, an Zufällen reiche Geschichte von einem Bündner Jäger aus dem Flüelagebiet, der sich für Fremde im Kampfe mit einem Bären geopfert, und dessen Kinder nach vielen Jahren von den Geretteten belohnt werden. Ebenfalls in die Alpen versetzt uns das Schweizermärchen „der Fronalpgeist" und noch manche andere kleinere Geschichte Reithardts.

Gerne reiste er in das Voralpenland. Er gehörte zu jenen feinfühligen Naturen, die es nicht leiden können, in ihrer ernsten Naturbetrachtung von empfindsamen Schwärmern und wortereichen Modenarren gestört zu werden. Diese Abneigung, welcher auch Theodor Meyer-Merian deutlich Ausdruck verliehen, zeigt klar das Gedicht „Sonnenaufgang auf dem Rigi". Frei fühlt er sich im Reiche der Enzianen und wohl auch noch höher.

„Firnenluft, um dich zu trinken,
Klimmen wir auf rauhem Steig
Zu der Berge Höhn und Zinken
Ueber Schlucht und Felsenzweig."

Die Nähe des „guten, großen Geistes", der unsre Ahnen für Freiheit und Sieg erzogen, spürt er voll Dankbarkeit. Aber sein Auge wendet sich noch höher zum Allmächtigen, dessen Größe über allen Silbergipfeln ruht. Ihn bittet er,

unser teures Vaterland stets in seiner treuen Obhut zu behalten.

Eine Reithardt durchaus verwandte Natur war der Ostschweizer C. L. Zwicky, der unter dem Pseudonym Friedr. Bergmann „Sang und Sage“ (1865) schrieb. In gebundener Form suchte er eine große Anzahl von Gebirgssagen festzuhalten, wurde aber dabei zu breit und lehrhaft, so daß der eigentliche Stoff fast erstickte. Viel besser gelangen ihm die „Kleinen Bilder aus Bündten“. Daraus leuchten warme Liebe zu den Alpen und echt patriotischer Geist. Er war selbst ein freier Kopf, dem es in einem schmucklosen Alpenkirchlein im Schatten hoher Wände besser gefiel als in den hohen, „weißgetünchten Hallen“ der großen, stolzen Kirchen. Als ein Nachzügler der politischen Alpendichtung der Vierzigerjahre mag sein Gedicht „Auf dem Rigi“ gelten:

„Weit hinaus in blaue Ferne
Schweift das trunkne Auge hier;
Still wie überm Haupt der Sterne
Schweigt die dunkle Tiefe dir.
Friede rings und Weihe,
Uebers Vaterland
Wolkenloser Himmel
Glänzend ausgespannt.

Auf die Berge mußt du steigen
Dieser Zeit im Schweizerland.
Lautes Streiten, grollend Schweigen
Alle Tiefen hält gebannt.
Nur auf Bergeszinnen
Magst für Stunden du
Frieden dir gewinnen
Und ersehnte Ruh.“

Zu der Gruppe der politischen Alpenlyriker muß, doch mit gewissen Reservatrechten, unser größter nationaler Dichter Gottfried Keller (1819—1890) gerechnet werden. Bereits ist da und dort auf ihn hingedeutet worden. 1846 erschien das erste Bändchen seiner Gedichte. Wie bei einem Kinde

des herrlichen, so viel besungenen Zürichsees fast nicht anders zu erwarten, spielte die Alpenwelt, die dort so wunderbar den Hintergrund aufbaut, keine geringe Rolle in seinem Denken und Dichten. Keller sucht die Berge nicht mit solchem Bewußtsein auf wie Herwegh oder gar wie Wälti und C. F. Meyer. Von Jugend auf hat er sie gesehen, ihre Größe, ihre Farbenstimmung eingesogen. Wie sollte er sie je vergessen können! Und doch ist er nicht so reich auf dem Gebiete der Alpendichtung, wie wir etwa hoffen würden. Aber das Wenige, wie tief und bedeutungsvoll! Die Natur ist, wie er selbst singt, seine Geliebte, die mit ewiger Treue und ewiger Jugend ihn erquickt, seine einzige Lust, die ohne Reue und Nachweh ihn entzückt. Sie ist seine Stärke, der heimische Boden seine gesunde Kraft. Nicht als einen Wanderer auf Erden, bestimmt in eine andere Heimat zu pilgern, fühlt er sich, sondern als Kind der Natur selbst, die wie eine liebevolle Mutter ihn hegt und unerschöpflich ist mit ihren Gaben.

„Trinkt, o Augen, was die Wimper hält
Von dem goldnen Ueberfluß der Welt."

Oftmals fuhr er über den See im stillen Kahn oder auf schnellem Dampfboote, häufig des Abends, wenn am Himmel die Sterne standen und die Schneeberge „wie bleiche Schatten in den See herunterschauten, fast mehr geahnt als gesehen". Es ist kaum anders denkbar, als daß Keller in seinem größten Jugendwerke im „Grünen Heinrich" (1854, 1855) auch unsrer Berge gedenkt und zwar gleich zu Beginn, wie der junge Malerschüler, der nach München ziehen will, Abschied nimmt von der Vaterstadt am See. Um dies in voller Gemütsstimmung tun zu können, steigt Heinrich auf den benachbarten Berg, von dem aus er die ganze Gegend in ihren Morgentönen überschauen kann.

„So wenig außer dem tiefen ruhigen Strömen des Flusses ein Ton in dieser Frühe hörbar wurde, ebensowenig war an

der weiten, tiefen, himmlischen Kristallglocke der leiseste Hauch eines Wölkleins zu sehen. Der weite See verschmolz mit den Füßen des Hochgebirges in eine blaugraue Dämmerung, die Schneekuppen und Hörner standen milchblaß in der Frühe. Als Heinrich an den Rand des Waldes trat, überflog der erste Rosenschimmer der nahenden Sonne die geisterhaften Gebilde; über dem letzten einsamen Eisaltar glimmte noch der Morgenstern." Es ist mehr als Zufall und darum auch mehr als von bloß nebensächlicher Bedeutung, wenn der schwergeprüfte Heinrich nach siebenjähriger Abwesenheit an einem kristallhellen Morgen zu Fuß seiner Vaterstadt zupilgert und als erstes wieder die nicht bloß dekorative Größe der Alpen sieht, sondern die Stimmung, die sie der ganzen heimischen Landschaft verleihen, empfindet.

„Ueberall lag das Land im himmelblauen Duft, aus welchem der Silberschein der Gebirgszüge und der Seen und Ströme funkelte und die Sonne spielte auf dem betauten Grün. Er sah die reichen Formen des Landes, in Ebenen und Gewässern ruhig und wagrecht, in den steilen Gebirgen gezackt und kühn, zu seinen Füßen fruchtbare, blühende Erde und in der Nähe des Himmels fabelhaftes Totenreich und wilde Wüste, alles dies abwechselnd und überall die Tal- und Wahlschaften bergend, die zu Füßen der fernen Gebirgsriesen wohnten oder fern hinter denselben." [1])

In der Stille der Nacht empfindet Keller das Schweigen des Urgebirges um ihn wie ein Nachtgebet. Wenn der Bergfrühling über die Wälder hinaufsteigt zu den steilen Grashängen und Fluhbändern, die Blumen zu wecken, wenn der Wildbach schwillt und die im Winter eingeschlafenen, einst von Bergeszinnen niedergestürzten Felsblöcke aufrüttelt und in wildem Spiel ins Tal hinunterwirft auf einen Wiesenrain mitten in die ersten Blumen, da fühlt Keller in sich selbst

[1]) Grüner Heinrich, erste Fassung, IV, 464.

wieder einen Ruck vorwärts. Sollte im schlimmsten Falle die stürzende Lawine das keck hingebaute Hüttlein hinwegfegen, dann wird singend ein neues gebaut. Nur frei sein dabei! Lieber die Lawine als die Knechtschaft. Und sollte es nicht sein, dann lieber die Heimstatt verbrennen und in fernen Landen fremdem Manne dienen als

„Ein armer Gesell, der die Sterne bleich
Der Heimat nimmer vergessen kann".

Das ist echt schweizerisch empfunden, kräftig und herb. Entweder — oder! — Der junge Keller war ein eifriger Politiker. Wer mochte es kurz vor 1848 nicht sein! Im eigenen Lande fühlt er das Nahen großer Umwälzungen auf politisch-sozialem und geistigem Boden. Da hört er das ferne Dröhnen stürzender Lawinen im Gebirge, und sogleich wird das ihm eine symbolische Vorbedeutung des nahenden Gewitters am Völkerhimmel. Ein andermal schläft er unter alten Fichten in der Mittagsglut auf einem Gebirgsgrat und träumt bis zum Abendrot „von leerem Hoffen und verlorener Tat". Er erwacht und hält die Röte, die auf Gebüsch und Stein und Hochgebirge ruht, für die des erwachenden Morgens. Seine Pulse klopfen, er erwartet die Sonne, doch da erkennt er den Irrtum in bitterm Weh.

„Doch Berg um Berg versank in Schlaf und Tod.
Die Nacht stieg auf mit frostig rauhem Wehen
Und mit dem Mond des Herzens alte Not."

Es gibt nicht manches Gedicht, das so ergreifend die Enttäuschung des strebenden, hoffenden Menschen zu sagen vermag. — Merkwürdigerweise lockte der Anblick des jungen Vorderrhein, dessen Quelle auch Arthur Bitter und Conr. Ferd. Meyer aufgesucht, aus Kellers Seele ganz andere Töne. Er muß an Deutschland, seine zweite Heimat, denken, besonders wohl an Heidelberg, wo er mehr als einmal in die Fluten des Stromes hinabgeträumt von den Bergen der Heimat. Hoch oben auf der Via mala wandert Keller

Auch Titus tut es und Rosalore schlingt ihm die Halsbinde. Täglich steigt er ins Granitgebirge und in die Gletscherwelt. Aber das listige Tier weiß immer zu entfliehen. Des Jägers Eifer und Ungeduld wachsen. Kaum mehr kommt er ins Tal. Rosalore wird von furchtbarer Reue und Angst befallen. Sie denkt immer an die entsetzliche Halsbinde. Sie verläßt das Haus und sucht qualgetrieben den Geliebten. Schroffe, felsige Halden klettert sie hinan. Der Anblick friedlich heuender Murmeltiere erfüllt sie mit kummervollem Neide. Köstlich schildert Keller die Betätigung der Marmotten:

„In der Sonne vor dem Hause
Saß die Murmelfrau und säugte
Ihre Buben, die zu naschen
Ab und zu vom Spiele kamen.

Doch der Mann, der scharfbewehrte,
Rüstig mäht er Gras und Kräuter;
Kundig wie ein Pharmazeute
Wählt er nur, was fein und würzig.

Ausgebreitet lag die Ernte,
Trocknend in dem warmen Scheine,
Und die Kinder schlugen fröhlich
Purzelbäume auf den Mahden.

Doch der alte Schwiegervater
Legt sich jetzo auf den Rücken,
Der schon lange kahl gescheuert,
Und er streckt empor die Beine.

Und mit Heu, das herrlich duftet,
Wird er emsig hoch beladen;
Daß ein Fuder zierlich schwillt,
Fast von eines Zwergleins Höhe.

Und am Schwänzel mit den Zähnen
Wird das Fuhrwerk jetzt gezogen:
Stattlich schwankt es nach der Tenne,
Nach der klug gebauten Hofstatt.

Lust und Freude rings umhüpft es,
Nur die Murmelmutter sorgt sich;

Denn hoch oben auf dem Heuberg
Sitzt ein Bübchen, macht sein Männchen.
Wird es nicht den Kopf sich stoßen
An des Tores niederm Bogen?
Aber sieh den Schelm, er duckt sich,
Jubelnd fährt er mit hinunter!
Und sie sprangen und sie sangen,
Tranken aus den klaren Quellen;
Und der Alte kroch zu Tage,
Putzte lachend sich den Pelz." [1])

Die unglückliche Rosalore wandert weiter und verirrt sich im Nebel auf die schmale Platte eines schwarzen Felsenturmes. Auf einer benachbarten Kuppe lauert Titus, die Binde, die schlimme Bajadere tragend, auf den Steinbock. Jetzt glaubt er, geblendet durch „die Spiegelung lichtdurchwirkter Nebelzüge", das ersehnte Wild zu sehen; er feuert, ein lauter Menschenschrei ertönt, und rücklings stürzt ein Weib in den Abgrund. Der wahre Steinbock flieht mit weiten Sätzen. Titus steht verdutzt da. Da ist ihm, als rieche er versengte Wolle. Er merkt, wie Rosalorens schöne Binde leise schwelt. Er will den kleinen Schaden mit der Hand wegwischen in der Meinung, das schlechtschließende Zündhütchen sei schuld. Da ein furchtbarer Knall, und Titus' Kopf fährt hoch im Bogen durch die Lüfte. Noch ist die Tragikomödie nicht aus.

„Schon die nächste Mitternacht
Gehn sie mit dem Totenvolke,
Das in ungeheurem Zuge
Hoch von Grat zu Grat muß wandern.
Fernher von der Rhone höchsten
Quellen zu Liguriens Gipfeln
Ueber Schluchten, Alpentriften
Unaufhaltsam kommt's gegangen."

[1]) Diese Schilderung des Heuets der Murmeltiere ist nicht etwa Kellers Phantasie entsprungen, sondern gehört zum alten Latein der Alpenjäger.

Auch Titus tut es und Rosalore schlingt ihm die Halsbinde. Täglich steigt er ins Granitgebirge und in die Gletscherwelt. Aber das listige Tier weiß immer zu entfliehen. Des Jägers Eifer und Ungeduld wachsen. Kaum mehr kommt er ins Tal. Rosalore wird von furchtbarer Reue und Angst befallen. Sie denkt immer an die entsetzliche Halsbinde. Sie verläßt das Haus und sucht qualgetrieben den Geliebten. Schroffe, felsige Halden klettert sie hinan. Der Anblick friedlich heuender Murmeltiere erfüllt sie mit kummervollem Neide. Köstlich schildert Keller die Betätigung der Marmotten:

„In der Sonne vor dem Hause
Saß die Murmelfrau und säugte
Ihre Buben, die zu naschen
Ab und zu vom Spiele kamen.

Doch der Mann, der scharfbewehrte,
Rüstig mäht er Gras und Kräuter;
Kundig wie ein Pharmazeute
Wählt er nur, was fein und würzig.

Ausgebreitet lag die Ernte,
Trocknend in dem warmen Scheine,
Und die Kinder schlugen fröhlich
Purzelbäume auf den Mahden.

Doch der alte Schwiegervater
Legt sich jetzo auf den Rücken,
Der schon lange kahl gescheuert,
Und er streckt empor die Beine.

Und mit Heu, das herrlich duftet,
Wird er emsig hoch beladen;
Daß ein Fuder zierlich schwillt,
Fast von eines Zwergleins Höhe.

Und am Schwänzel mit den Zähnen
Wird das Fuhrwerk jetzt gezogen:
Stattlich schwankt es nach der Tenne,
Nach der klug gebauten Hofstatt.

Lust und Freude rings umhüpft es,
Nur die Murmelmutter sorgt sich;

Denn hoch oben auf dem Heuberg
Sitzt ein Bübchen, macht sein Männchen.
Wird es nicht den Kopf sich stoßen
An des Tores niederm Bogen?
Aber sieh den Schelm, er duckt sich,
Jubelnd fährt er mit hinunter!
Und sie sprangen und sie sangen,
Tranken aus den klaren Quellen;
Und der Alte kroch zu Tage,
Putzte lachend sich den Pelz." [1])

Die unglückliche Rosalore wandert weiter und verirrt sich im Nebel auf die schmale Platte eines schwarzen Felsenturmes. Auf einer benachbarten Kuppe lauert Titus, die Binde, die schlimme Bajadere tragend, auf den Steinbock. Jetzt glaubt er, geblendet durch „die Spiegelung lichtdurchwirkter Nebelzüge", das ersehnte Wild zu sehen; er feuert, ein lauter Menschenschrei ertönt, und rücklings stürzt ein Weib in den Abgrund. Der wahre Steinbock flieht mit weiten Sätzen. Titus steht verdutzt da. Da ist ihm, als rieche er versengte Wolle. Er merkt, wie Rosalorens schöne Binde leise schwelt. Er will den kleinen Schaden mit der Hand wegwischen in der Meinung, das schlechtschließende Zündhütchen sei schuld. Da ein furchtbarer Knall, und Titus' Kopf fährt hoch im Bogen durch die Lüfte. Noch ist die Tragikomödie nicht aus.

„Schon die nächste Mitternacht
Gehn sie mit dem Totenvolke,
Das in ungeheurem Zuge
Hoch von Grat zu Grat muß wandern.
Fernher von der Rhone höchsten
Quellen zu Liguriens Gipfeln
Ueber Schluchten, Alpentriften
Unaufhaltsam kommt's gegangen."

[1]) Diese Schilderung des Heuets der Murmeltiere ist nicht etwa Kellers Phantasie entsprungen, sondern gehört zum alten Latein der Alpenjäger.

Zuletzt im endlosen Zuge wandert das blasse Paar; er schleppt stolpernd eine blutgetränkte Schärpe, und sie trägt in der Schürze seinen Kopf.

Der zweite Teil des Romanzenzyklus hat weiter mit den Alpen nichts zu schaffen. Keller setzt sich darin mit Heine und andern erlauchten deutschen Dichtern auseinander. Der vielgeschmähte Heine erhält sein Purgatorium in demselben Eiskämmerlein am Montblanc, in welchem Klaras Seele rein und weiß wie Schnee geworden.

Es gibt wohl wenige Dichtungen Kellers, worin der Dichter seiner Phantasie so die Zügel hat schießen lassen, wie im „Apotheker von Chamounix". Das Ganze war für ihn eine Art literarische Selbstbefreiung. Keller besann sich in den achtzehnhundertfünfziger Jahren wieder auf sich selber, auf seine Eigenart. Er war von Deutschland teilweise arg enttäuscht, er wurde deshalb wieder nationaler. Daß die Liebe zur Heimat in ihm wieder stärker ward, dazu mögen die Alpen sicherlich ein gut Teil beigetragen haben. Ueber Königsglanz und Thronenflitter steht der Silberschein der Bergwelt. —

Wir sagten, ein Kind des Zürichsees müsse auch ein Freund der Berge sein; um so mehr als der Fremde, der an seinen Gestaden wandelt oder auf seinen Wassern gondelt, es unwillkürlich auch wird. Wie konnte einst, von Klopstock, Wieland und Goethe ganz abgesehen, ein Johann Georg Zimmermann in Entzücken geraten über den wundervollen amphitheatralischen Aufbau — wie er es nennt — der seinen obern Abschluß findet in den ineinandergewundenen Formen des Hochgebirges. Aehnlich hat ja auch der Bündner Salis die landschaftliche Größe eben bedingt durch die Alpen gesehen. Auf demselben Berge, den Gottfried Keller so oft betrat, hat der gefühlvolle Rätier auch gestanden und sich hinübergesehnt über die trennenden Täler und Hügel zu der Kette der „heiligen" Alpen.

Das ist nicht viel, aber doch fast mehr als was Heinr. Leuthold (1827—1879) zu sagen hatte. Er hält sich, die Erwartung täuschend, ganz im Hintergrunde der Alpenlyrik. Kaum zwei seiner Gedichte können hiezu gerechnet werden. Aber er empfand doch die Bedeutung der Alpen im stillen und ihre reinigende Wirkung, wenn auch nicht so stark wie der innerlich ihm so verwandte Nikolaus Lenau, dessen Lied „An die Alpen" zu den schönsten Blüten deutscher Muse zählt. Wie bescheiden ist dagegen Leutholds Gedicht „Auf den Alpen"! Es ist nicht einmal ganz frei von Konvention. Das Sitzen auf der Felsenfluh, über sich die Kuppen des ewigen Eises, unter sich die Töne einer im Schatten singenden Sennerin, der Wunsch, auf der Alm ein Hirte zu werden, Lorbeeren und Palmen zu vergessen, das ist doch ein seltsames Gemisch alter idyllisch-romantischer Empfindungen. Der Dichter zählte sein Lied „Auf den Alpen" zu den vaterländischen, ebenso das kleine, zarte „Heimkehr":

„Und wiederum die reine Luft
Von deinen Bergen atm' ich ein,
Und wiederum, o Schweizerland,
O süße Heimat, bist du mein!

Ein Alphorn klagt gedämpften Tons,
Herüber von dem Felsenhang,
Ein fernes Herdenglöcklein klingt,
Und meine Seele wird Gesang.

In eine Aeolsharfe ist
Verwandelt wieder mein Gemüt,
Darüber wie ein linder Hauch
Der Zauber deiner Sagen zieht!"

Anmerkung: Daß der Berner Dranmor (1823—1888) gar nichts hat als eine treffliche Nachbildung des Gedichtes „Excelsior" von Longfellow, ist sehr zu beklagen, gehört er doch zu unsern allerersten Lyrikern. Er war zu sehr weltmännisch, wie er selber zugesteht, als daß die kleine Heimat ihm, dem wie das Meer ewig Rastlosen, Unruhigen viel mehr als ein halbvergessenes Kleinod hätte sein können.

Mit Leuthold haben wir wohl den letzten bedeutenderen nationalen Lyriker jener Zeit genannt. Denn was neben ihm und Keller der dritte große Zürcher Dichter, C. F. Meyer, über die Alpen zu sagen hatte, ist nicht nur jünger, sondern von solcher Eigenart und bedeutungsvoller Größe, daß von ihm in einem besondern Abschnitt die Rede sein muß.

7.

Langsamer als die Alpenlyrik entwickelte sich die alpine Erzählung, die Novelle und der Roman. Wirklich Bedeutendes ist vor 1850 überhaupt nicht entstanden, ausgenommen etwa noch Zschokkes „Rose von Disentis". Entweder hielten sich die Dichter zu ängstlich an den durch Sage oder Geschichte überlieferten Stoff, oder es fehlte ihnen überhaupt am Können. Bei den ältern wiegt noch eine gewisse Empfindsamkeit vor, und später vermißt man das subjektive Element. Die Persönlichkeit des Dichters völlig verschwinden zu lassen, ist bei kleinen Geistern eben oft identisch mit Mangel an Persönlichkeit. Wyß der Jüngere war zu sehr Gelehrter, Hegner zu sehr Theoretiker, ebenso Heß; Fröhlich war zu lyrisch-pastoral und Zschokke zu sehr Historiker und räsonierender Politiker: Kurz alle waren wie gefangen und kamen nie recht zu freiem, künstlerischem Schaffen auf dem genannten Gebiete.

Vorbote einer neuen Zeit war „der Alpenwald" (1858) von Jakob Frey (1824—1875), ohne Bedeutung dagegen „der arme Schwingerkönig". Im Alpenwald versuchte der Dichter wirklich, besser als alle Vorfahren, das Kausalverhältnis zwischen Mensch und Natur zum Ausdruck zu bringen, obschon weder die Landschaft noch die Menschen darin typisch aufgefaßt sind. Der Inhalt ist etwa folgender: Auf der obersten Weide und Waldterrasse eines engen Gebirgtälchens stehen nur zwei menschliche Wohnungen, die eine umgeben

von Gaden und Stallungen, die andere etwas seitab und fast winzig, dabei ein mageres Scheuerlein. Dort wohnt der reiche alte Steinberger mit Knechten und Mägden, sein Sohn Christen „studiert" im Tale; hier haust der kräuterkundige Gemsjäger Sepp mit seinem schönen, gertenschlanken Kinde Aenneli. Im Winter bahnen sie einen Verbindungskanal durch den hohen Schnee und erzählen einander in warmer Stube bei leichter Handarbeit Sagen und Abenteuer. So auch vom Hauri, dem Berggeist und Schutzherrn des Alpenwaldes, der hinter den Hütten unter den Fluhwänden so herrlich gedeiht. Mitten im Winter stirbt der Steinberger. Christen kommt heim, übernimmt nach Art eines Geschäftsmannes das Regiment und entfremdet sich durch unnötiges Mißtrauen das alte Gesinde. Bald wird Aenneli seine Frau. Ein Kind kommt. Sepp verzieht zu ihnen, freilich voll trüber Ahnungen. Bald erfüllen sie sich. Christen ist nicht zufrieden mit sich und dem stillen Alpenleben. Die Welt im großen Tale unten hat sich in seinem Herzen eingenistet. Es drängt ihn fort. Er fällt auf die Idee, einen Holzhandel anzufangen, der Alpenwald soll hinsinken und zu klingendem Golde werden. Es geschieht, zu Aennelis und Sepps Leidwesen. Die Entfremdung zwischen den beiden verschiedenartigen Männern wächst, besonders als Christen auch den eigentlichen Hinteralmwald angreifen will. Vergeblich warnt Sepp vor Lawinen und dem Hauri, dem Berggeist. Christen lacht höhnisch und holt neue Arbeiter. Sepp zieht einsam wieder in sein Häuslein hinüber. Aenneli waltet still aber voll Kummer und erträgt die ungerechten Vorwürfe ihres gereizten Mannes. Der Gemsensepp, als Miteigentümer des Hinteralmwaldes, erhebt gegen Verkauf und Schlag eines Teils des Holzes Rechtseinspruch und erwirkt richterliches Verbot. Christen schäumt vor Wut. Er will trotzdem fällen lassen. Sepp aber droht mit dem Stutzen. Christens Zorn trifft sein unschuldiges Weib. Der Prozeß

entschied indessen die Teilung des Waldes nach alturkundlichem Verhältnisse. Wieder ertönt der Beilschlag und wieder rauscht die Säge durch die Stämme des Alpenwaldes. Ein großer Streifen von den hohen Flühen bis gegen Christens Haus liegt nieder. Christen reut die Tat im stillen, er fürchtet die Lawine und läßt vor dem Einwintern hohe Holzwände an der Waldlücke aufschichten. Unerwartet heftig und früh setzt der Winter ein. Aber kein Verbindungskanal wird durch den Schnee gegraben. Einsam haust Sepp. Da braust der heiße Atem des Föhns über die Berge und Schneefelder. Tauwetter! Christen war ins Tal geeilt eines Geschäftes wegen. Da treibt ihn die Angst heim, hinauf ins Hochtälchen auf die Hinteralm. Rings hört er Lauenen donnern, ferne Glöcklein rufen um Hilfe. Grauen packt ihn. Atemlos hastet er bergan. Schon erreicht er den Rand der Alm, da hört er die furchtbaren Rufe des Hauri und zugleich von den Flühen das betäubende Tosen niederfahrender Schneemassen. „Die Laue", schreit er, er stürmt dem Hause zu, ruft zur Flucht. Umsonst! Von übermenschlicher Gewalt wird er in die Tiefe geschleudert, über ihm dröhnt, heult, kracht, rast es wie Weltuntergang. Neben ihm aber liegt der Gemsensepp, er hat ihn gerettet, indem er ihn in den Keller schleuderte, als die Lawine kam. Auch Aenneli und die Kinder hatte er, der wetterkundige Jäger, zuvor in sein Häuschen geflüchtet.

Christen bittet um Verzeihung für alles. Nach einer bangen Nacht werden sie gerettet. Im Frühling ersteht, geschützt vor Lawinen, ein neues Haus. Auf der Hinteralm haben Friede und Glück ihre Heimstatt.

Gut befreundet mit Jakob Frey, arm wie er und tätig wie er, aber als Dichter bedeutend hinter ihm stehend, war Arthur Bitter (Samuel Haberstich, 1821—1872). Eine Fülle volkstümlicher Novellen und Erzählungen machten ihn lange Jahre beim Volke sehr beliebt. Auch auf dem Gebiete

der Alpendichtung versuchte er sich, ohne aber etwas Großes zu erreichen. Ihm mangelte die Beobachtung und die tiefgehende Phantasie. Seine Bilder aus der schweizerischen Alpenwelt „der Geißbub", „die Gemsjäger" und „der Bär" sind gefällig geschrieben und zusammengestellt aus allerlei mündlichen und schriftlichen Quellen, vermögen aber den Anforderungen eines Realisten nicht im mindesten zu genügen. Bitter scheint von Gottlieb Kuhn, den er den beliebtesten schweizerischen Volksdichter nennt, stark beeinflußt worden zu sein. Dies beweist unter anderm die Erzählung „Die grusam höhi, spitzi Fluh". Sie knüpft an die prächtige Ballade „Die Entstehung der Alpenrose" von Kuhn an, ja sie ist eigentlich nur eine wortereiche prosaische Verwässerung dieses ebenso schlichten wie poetischen Themas. Bedeutend mehr Originalität zeigt Bitter in der Novelle „Eine gefährliche Brautwerbung". Dieselbe verdient schon allein darum eine Würdigung, zum andern aber auch, weil sie als eine Art Vorläufer von Heers „König der Bernina" zu bezeichnen ist. Sie behandelt denselben Gegenstand, nämlich die Geschichte des Engadiner Jägers Markus Paltram von Pontresina. Freilich ist hier die Auffassung und Behandlung des Vorwurfes eine total andere als bei Heer. Ein eigentliches Problem will Bitter nicht konstruieren, um es dann zu lösen, wie es später Heer tut, sondern er hält sich so ziemlich an die überlieferten Reste der Sage. Von einer Not des Engadines ist nicht die Spur. Markus, der gefürchtete Gemsjäger des Berninareviers, wird vom ältern Dichter psychologisch zweifellos richtiger aufgefaßt als vom jüngern. Bei Arthur Bitter ist er ungemein klar gezeichnet, als verwildert in der Gebirgseinsamkeit, als menschenscheu, jähzornig, gewalttätig, unerschrocken in der größten Gefahr, erfüllt von brutaler Eifersucht gegen jeden, der sich in sein usurpiertes Jagdgebiet wagt. Doch hat er auch ein weiches Herz, aber

nur für sein Kind, für seine abgöttisch verehrte Annita. Die Tochter ist von scheuer, wilder Schönheit, kann tagelang nach den majestätischen Kuppen der Gebirge schauen und träumen. Dann begleitet sie mit lustblitzenden Augen, das Jägerhütchen auf dem dunklen, überreichen Haar, ihren Vater auf die Jagd und trifft ihr Ziel mit großer Sicherheit. Während des Herumkletterns und Steigens wird sie vom Vater nicht etwa geschont, obschon er im stillen ihren Fuß hütet. Annita ist also deutlich das Pendant zur Landolo in Heers Roman, nur ist sie verständlicher, korrekter gezeichnet als im „König der Bernina". Auf einer gemeinsamen Gemsjagd entdeckt Markus hoch über sich und Annita, auf einem Felsvorsprung sitzend, die jugendliche Gestalt eines fremden Jägers. Anschlagen, zielen und feuern ist das Werk eines Augenblickes. Aber Annita kann die mörderische Waffe ihres schlimmen Vaters noch abwenden. Unverletzt steigt der Fremde zu ihnen nieder; er ist schön und höflich. Der alte Markus verlangt nach einem unheimlich verbissenen Wortwechsel von ihm eine Schußprobe. Antonio, der Tiranese, erfüllt sie vollkommen. Da naht ein furchtbares Gewitter. In wilder Eile suchen die drei durch öde Trümmertäler und wieder über scharfe Felskanten und endlich durch eine steinschlag- und lawinengefährliche Schlucht ein fernes Ulphaus zu erreichen. Aber das Wetter ist schneller als sie. Markus rast voraus, Antonio begleitet die erschöpfte Annita und rettet sie aus größter Gefahr. Aber am andern Morgen bedeutet ihm Markus, er möchte sich im Berninagebiet nie mehr sehen lassen. Er geht, aber er weiß, Annita ist ihm gut. Heimlich verkehrt er mit ihr. Der Vater merkt es. Langsam gibt er den Bitten des Kindes nach. Im nächsten Frühjahr erscheint Antonio zur Werbung. Markus aber will ihn prüfen. Auf den gefährlichsten Pfaden führt er ihn hoch über einen Adlerhorst. Dort läßt er mit sarkastischem Lächeln Antonio hin-

unter. Obschon dieser beinahe von den alten Adlern in den Abgrund geschleudert wird, macht doch Markus oben keinen Gebrauch von seinem sichern Stutzen. Er spielt mit Antonios Leben. Der aber gewinnt die Partie, der Alte hat seinen Meister gefunden. Doch Antonio hat genug, er geht heim nach Tirano. Annita grämt sich vor Liebe und Weh. Da stirbt Markus rasch. Antonio vernimmt es und wirbt jetzt mit Erfolg. Im schönen Rosanatale blüht das Glück. Da droht ein Adler den kleinen Sprößling des Paares zu rauben, verzweifelt wehrt sich die Mutter um ihren Liebling, der Vater aber erlegt rechtzeitig den Adler, als der eben Mutter und Kind zu vernichten droht. — So schließt die Erzählung. Tief ist sie nicht. Der Schluß ist geradezu schwach und weiter nichts als eine ungeschickte Verwertung einer weit und längst bekannten Geschichte. Was zum Motiv hätte werden sollen, ist vom Dichter wieder fallen gelassen worden, nämlich der Kampf des Markus gegen einen ihm ebenbürtigen Jäger, der zugleich als Mensch ihn überragt hätte, sodann der innere Kampf der Annita zwischen der Liebe zum Vater und der Liebe zu Antonio.

Wie Urthur Bitter und vor ihm viele andere, so hat auch der Berner Oberländer J. J. Romang (1831—1884) die Figur des Gemsjägers dichterisch verwertet. Ihm, als einem Sohn des Saanenlandes, kam zu statten eine Fülle eigenen Beobachtungsmaterials, jedoch mangelte ihm die Gabe, den Stoff künstlerisch frei zu formen. „Der alte Gemsjäger“ ist das Gegenstück zu Bitters Markus. Dieser erträgt die Ermordung von dreißig Eindringlingen in sein Jagdrevier mit Leichtigkeit, jener dagegen hat mehr aus Notwehr, denn aus böser Absicht nur einen einzigen, seinen Nebenbuhler in der Liebe zu einem schönen Mädchen aus Ormont, erschossen und leidet sein ganzes einsames Leben hindurch an innern Vorwürfen und Selbstquälereien. Erst

kurz vor seinem Tode empfängt er den Glauben an eine wirkliche Verjährung von Schuld und Strafe und an die göttliche Barmherzigkeit. — In der Komposition gänzlich verfehlt ist die Erzählung „Die Schätze des Gebirges". Prächtige Landschaftsschilderungen fehlen nicht darin, leider aber auch nicht lästige subjektive Einmischungen des Dichters, besonders in den Eingängen, welche eigentlich durchaus ohne Zusammenhang sind mit dem Motiv. Es gibt keine unglücklichere Darstellungsweise, als die Vermischung von Reisebeschreibung und Novelle. Beide leiden darunter. Das Thema ist: Ein junger Gemsjäger aus dem Oberhasli verläßt aus Trotz das Elternhaus und Margritli, die Jugendgeliebte; er dient in einem reichen Bauernhause am Thuner- oder Brienzersee, wie Jakob um Rahel, nämlich um die schöne Meisterstochter. Uber Melk, der bei der letzten Gemsjagd am Wetterhorn seinen Freund verloren, muß im stillen viel an Gritli denken; besonders, als sein Vater die Sage von den Schätzen des Gebirges erzählt, deren Quintessenz ist, Gleiches soll sich zu Gleichem gesellen. Melk macht die Anwendung davon. Am Abend vor der Hochzeit verläßt er heimlich die ihn aufrichtig liebende, reiche Meisterstochter, irrt nach England zu einem Lord, dem er einmal als Bergführer gedient, wird hier Farmer und holt endlich die arme Jugendgeliebte, die ihm treu geblieben ist. — Besser als dieses Machwerk und besser als die im Oldenhorngebiet spielende Erzählung „Franzosenholz" gelang Romang die bekannte und heute noch beliebte Geschichte von der „Entstehung des Kuhreihens", verfaßt nach einer Sage aus dem Oberhasli: „Noch kannten die Menschen die weiche, sehnsuchtsvolle und wundersame Melodie des Kuhreihens nicht", wenn am Abend das Hohlicht über Fels und Firn erlosch. Auch Res nicht, der Senn auf der schönen Bahlisalp, der vergeblich mit den rauhen Tönen seines Hirtenhornes das spröde Röschen auf der nahen

Seealp zu locken versuchte und sich darob grämte. Da empfing er in einer dunklen Nacht das Alphorn auf wunderbare Weise. Drei geisterhafte Männer erschienen in seiner Hütte, der eine ein riesiger Senn, der andere ein grüner Jäger, der dritte ein bleicher Jüngling mit dem Alphorn. Sie riefen ihn her zu drei Gepsen, die erste enthielt rote Schotte, die andere grüne, die dritte aber weiße. Trinkt er von den ersten beiden, so empfängt er entweder riesige Körperkraft und Reichtum oder unerschöpflich viel Gold und Silber, trinkt er aber die weiße Schotte, so wird ihm das Alphorn mit seinen wunderbaren Liedern und Tönen eigen. Res entschied sich für das letzte. Das wurde sein Glück. Am nächsten Morgen konnte er singen und jodeln und Alphorn blasen, wie man es bisher in den Bergen nie gehört hatte. — Dasselbe Thema behandelte der Dichter in gebundener Form in „D's Chureihes Ursprung". Wie Wyß der Jüngere und Reithard, so besaß auch Romang eine große Vorliebe für Alpensagen. Geradezu klassisch schön geriet ihm die poetische Darstellung der Friesenwegsage in der Mundart des Saanentals, deren Inhalt viel Verwandtes hat mit der Totenvolksage im Wallis, nämlich: Wehe dem Menschen, der es wagt, die Abgeschiedenen (hier die in Helvetien eingewanderten Friesen) auf ihrem nächtlichen Zuge mutwillig zu stören und aufzuhalten! — Von seinen Dichtungen meinte Romang: Ich kehre immer wieder zur Natur, „zu diesem Urquell unsrer nationalen, spezifisch schweizerischen Dichtung zurück und wärme mein Herz an den Mollakkorden des Hochlandes". Diese glaubte er zu vernehmen „im Gejohle der Geißbuben, im Jauchzen der Hirten, im Klange der Alpenhörner, wie im Echo der ewigen Berge, aber auch in den Sagen der Alpen". Man muß ihm, der die Fremde gesehen als Söldner in englischen Diensten, das glauben. Er konnte nicht sein ohne die Bergwelt.

„Seit ich den ersten Atemzug
In Alpenluft getan,
Zieht immerfort mich berghinan
Der schönsten Träume Flug."

Wenn er nur Berge sah, dann war ihm wohl ums Herz. Aus der Fremde wünschte er voll Sehnsucht sich heim.

„Ich muß es wieder grünen sehn
Im Heimatland, im Alpenland!"

Sein Oberland liebte er über alles, das Land mit dem wundervollen Gletscherglanz, mit den tiefen und wilden Seen und den darüberhängenden schwarzbraunen Flühen, mit den braunen Häuschen, deren runde Scheiben im Sonnenschein glänzen, mit den flüchtigen Gemsen und den blonden, schlanken Mädchen. Diese warme, patriotische Lyrik Romangs ist mit Recht als etwas vom ganz Guten geschätzt worden. —

Mit Romang befreundet und ihm an Lebensschicksal vielfach verwandt war Hans Christ. Ott (1818—1878) von Worb, eine heitere, zu Scherz und Witz hinneigende Dichternatur. Unter seinen „Rosen und Dornen" (Bern 1864) steht neben „D's Mädeli vom Sibetal" als meisterhafte epische Dialektdichtung voran „D's Gryne im Engstlegrund", worin er nach einer düstern Sage von Adelboden das bloße Verbrechen in Gedanken genau so hart wie ein wirklich begangenes bestrafen läßt.

„We d'r Tau si z'Abed i d'Täler senkt,
U d'r Chüjr am Brunne sys Tschuppli tränkt,
We's nachtet — ke's Glöggeli meh lütet:
De g'hört me=n=e Stimm usem Engstlegrund,
Si briegget und grynt bis d'r Morge chunnt ...
Wer's weiß, was das Gryne bidütet,
Dä b'segnet si lysli, und wünscht d'rzue
D'm Franz u syr Liebste die ewigi Rueh." —

Ein neues Motiv behandelte J. H. Thalmann in der Erzählung „Auf hoher Alp" (1872). Nicht Heimat, nicht Sprache sind es, die zwei Menschenherzen zusammenführen, sondern Herz und Kopf: Im Toggenburg soll eine Eisenbahn

gebaut werden. Ein deutscher Geometer trifft die nötigen Vermessungen. Einst will er am freien Sonntag auf den Speer. Er ist des Steigens unkundig, findet aber in einer Sennhütte Christel, ein herrliches Mädchen, das ihn nicht nur nachts bei sich behält, sondern auch andern Tags den gefährlichsten Teil des Aufstieges führt. Sie liebt ihn im stillen. Er stürzt beim Alpenrosenpflücken ab. Der Sennerin Eltern sind am Sonntag Morgen auf die Alp zur Tochter gekommen. Sie finden den verunglückten Fremdling. Der Vater ist ein grimmiger Hasser der Deutschen. Als daher der Fremde, von Christel sorgfältig gepflegt, wieder gesund wird und schließlich um die Hand der Pflegerin bittet, da versagt sie ihm der Bauer. Die Beiden schwören sich aber heimlich Treue und halten sie. Durch einen Zufall rettet der Fremde, als er wiederkehren wollte, dem Bauern das Leben. Er gibt jetzt nach, und so freit der Sohn der Ebene und der Großstadt das holde Kind der Berge. — Ein Pendant zu dieser Novelle hat später Zahn mit „Zwei Straßen" geschaffen. Er freilich kam zum entgegengesetzten Schlusse. — Der Nattlilieni auf der Stegalp bekommt die schöne Eva, die stolze Städterin, der er das Leben gerettet, und die dann mit ihm eine unschuldige Koketterie getrieben, erst im Tode. „Viele Straßen sind für die Menschen gemacht, und bestimmt ist es, daß jeder auf seinem Weg soll bleiben! Wenn einer überläuft auf einen andern, tut es nicht gut, und er paßt nicht zu dem Volk, das er da antrifft." Diese Auffassung scheint die ungleich tiefere und richtigere zu sein, ganz abgesehen von dem übrigen qualitativen Unterschied der beiden Novellen. Scheffel in seinem „Ekkehard" und Widmann in seiner „Patrizierin" kamen zu ähnlichen Lösungen.

8.

Conrad Ferdinand Meyer (1825—1898) ist der einzige bedeutende Alpenlyriker in der deutschen Dichtung.

Mit wem wollte man ihn vergleichen! Oft stieg er, wie uns seine Schwester erzählt, [1]) ins Hochland hinauf, und was da durch seine großen blauen Augen in die Seele drang, das gab ihm Kraft und Mut des Geistes, das wirkte wie Regen auf dürstende Matten. Er liebt die Farben, die Luft der Vorberge mit den grünen Hängen und Weiden, den harzigen Duft der Arven und Bergtannen. Weniger behaglich wird ihm in der Region, wo ewige Schneefelder sich dehnen zwischen düstern Felsentürmen, obschon er sich gelegentlich recht stark hinaufsehnt. Nicht die tote, anorganische Natur, sondern die Leben gebärende, farbenreiche, gestaltenfreudige liebt er. Darin ist er Keller verwandt. Als Hintergrund, überglüht von der Sonne, ist ihm das reine Hochgebirge wahrhaft unentbehrlich. Er liebt die einfachen, strengen und nicht die zerrissenen Konturen. An einem Bergsee zu liegen, den blauen Himmel über sich und wanderlustige Wolken, das ist seine Sache. Die idyllische Schäfer- und Hirtenstimmung ist ihm dabei völlig fremd, sie entspricht seinem ganzen Wesen durchaus nicht. Er wagt es auch, auf schroffen Steigen und verwegenen Pfaden die Quelle des Rheines an der Ostflanke des Badus aufzusuchen, und er findet sie fernab von Herdengeläute und Matten in vereister Schlucht. Ein andermal steigt er bergan und kommt an eine feindselige, wildzerrissene Felswand.

„Das Auge schrickt zurück. Dann irrt es unstät
Daran herum. Bang sucht es, wo es hafte.
Dort! über einem Abgrund schwebt ein Brücklein
Wie Spinnweb. Höher um die scharfe Kante
Sind Stapfen eingehauen, ein Wegesbruchstück!
Fast oben ragt ein Tor mit blauer Füllung:
Dort klimmt ein Wanderer zu Licht und Höhe!
Das Aug' verbindet Stiege, Stapfen, Stufen.
Es sucht. Es hat den ganzen Pfad gefunden,
Und gastlich, siehe, wird die steile Felswand."

[1]) Betsy Meyer, Conrad Ferdinand Meyer in der Erinnerung seiner Schwester. 1903.

Das klingt schon aus der Welt des tüchtigen Bergsteigers, das sind aber auch ganz neue Töne. Da ist nichts mehr von jenem alten Wünschen, über Schroffen und Wasserfällen zu stehen, wie es etwa Usteri, Tanner und Leuthold getan. Wir sind oben. Meyer geht hinauf, etwas höher als Paßwanderer tun. So gelangt er anders als alle andern vor ihm in „Himmelsnähe“:

„In meiner Firne feierlichem Kreis
Lagr' ich am schmalen Felsengrate hier,
Aus einem grünerstarrten Meer von Eis
Erhebt die Silberzacke sich vor mir.

Der Schnee, der am Geklüfte hing zerstreut,
In hundert Rinnen rieselt er davon
Und aus der schwarzen Feuchte schimmert heut
Der Soldanelle zarte Glocke schon.

Bald nahe tost, bald fern der Wasserfall,
Er stäubt und stürzt, nun rechts, nun links verweht.
Ein tiefes Schweigen und ein steter Schall,
Ein Wind, ein Strom, ein Atem, ein Gebet.

Nur neben mir des Murmeltieres Pfiff,
Nur über mir des Geiers heisrer Schrei,
Ich bin allein auf meinem Felsenriff
Und ich empfinde, daß Gott bei mir sei.“

Wie bescheiden und groß ist das! Der Dichter läßt die Natur reden, die Natur, die ihn zur Andacht stimmt. Ehedem sprach man lieber von der Andacht als von der Natur. Wie wohl ist ihm da oben, wie sehr entsprechen ihm, dem Aristokraten der Empfindung, die stolzen Höhen mit den stillen eingebetteten Tälern und klaren Seen. Immer und immer zieht es ihn hinauf. Der Anblick eines blendenden Spitzchens über dem Wald lockt ihn mit magischer Gewalt aus Arbeit und Menschengewühl. Dort oben mit den seligen Göttern „kühle Luft und wilde Würzen“ zu schlürfen, „durch bewegliches Gerölle“ „zum seligen Gipfel“ hinaufzuklettern, welche Wonne! „O Atem der Berge, beglückender Hauch!“ Mit

Schmerzen beinahe empfindet es der alternde Dichter, daß er nicht mehr wie einst als Jüngling voll Uebermut und Spannkraft über abgrundtiefen Klüften auf schmalen Gräten gehen kann. Ja, sterben in der Höhe, wo „der himmlische Schenk aus Norden und Süden der Lüfte Getränk" mischt, sterben im letzten Genuß der beseligenden, reinigenden Gebirgsnatur, das ist sein Wunsch.

„Zu Tale zu steigen, das wäre mein Schmerz —
Entsende, du Schütze, entsende das Erz!
Jetzt bin ich ein Seliger! Triff mich ins Herz!"

Das ist keine Sentimentalität des Dichters. Kennt Meyer diese überhaupt? Er hat nie geprahlt mit seiner Heimat und sie doch so lieb gehabt; er hat aber auch nie geschwelgt im Ausdruck seiner Gefühle, dazu war er zu vornehm, er, der eigenartige Meister, der es so gut versteht, uns durch das Verschließen und Verhalten seiner Empfindungen von deren Echtheit und Tiefe zu überzeugen.

Graubünden war sein Lieblingsaufenthalt. An seinem großen Werke, am Jürg Jenatsch, schrieb er hoch oben in Chiamutt auf der Oberalp, fern vom Weltgetöse, inmitten eines schönen, nicht allzuhohen und wilden Bergkranzes. Auch das Prättigau war ihm lieb; dort entstand wohl „Burg Fragmirnichtnach" und im Hinterrheintale gewann er den landschaftlichen Hintergrund für die große Novelle „Die Richterin". Ueber den Julier sehen wir ihn wandern, an den römischen Säulen vorbei, hinunter ins Engadin. Auch hier arbeitete seine Phantasie am „Jürg Jenatsch", nicht minder auch bei seinem Aufenthalte zu St. Wolfgang, der Wasserscheide des Prättigau und der Landschaft Davos. Im Gebirge dichten, das ist eines Schweizers stolze Art. Leuthold wünschte es, Meyer tat es. Die Alpen befruchteten ihn.

Bedeutet Meyer auf dem Boden der Alpenlyrik den Höhepunkt bis auf den heutigen Tag, so steht er nicht minder ehren-

voll da auf dem des Alpenromans. Freilich muß er hier den Ruhm teilen mit einem jüngern, mit Ernst Zahn. Ihm gebührt aber die Priorität. Vorbilder hatte er keine, wie etwa sein jüngerer Rivale. Wohl hatten Wyß der Jüngere, Reithard und Zschokke mit seiner „Rose von Disentis" sich in der alpinen Erzählung und Novelle versucht, aber als anregende Vorbilder konnten sie einem Meyer niemals dienen. Auch Jakob Freys „Alpenwald" konnte ihm keine Vorlage sein. Seine Stoffe gehören der Geschichte an, großen bewegten Zeiten, getragen von großen Menschen. Diese künstlerisch zu erfassen, zu gestalten und zu verwirken mit der Muttererde, das war Meyers hohes Ziel. Und das gelang ihm. Zschokke hat es vielleicht auch gewollt, aber die Kraft gebrach ihm.

Als Vorläufer zu den genannten großen Schöpfungen Meyers muß sein „Engelberg" betrachtet werden (1870/71). Diese lyrisch-epische Dichtung, zu Engelberg, Davos und Venedig 1870/71 entstanden, ist ein wunderbares Gemisch von Träumerei und Wirklichkeit. Eine Sage gab dem Dichter die Anregung, mit freier, dichterischer Willkür ein eigenartiges Kunstwerk zu schaffen. Nach der Legende führen holde, duftige Engelsgestalten in schönen Mondnächten, wann zarte Nebelschleier gleich flatternden Gewändern um die Felszinnen und Firnhöhen schweben, ihren Reigen im Engelbergerlande auf. Einst lassen sie, wie Mönch Hilar die Klosterpförtnerin zu Engelberg glauben macht, ein zartes Kindlein zurück, in Wirklichkeit die Frucht einer sündigen Liebe. Das Kloster nimmt es in frommer Einfalt auf als ein heiliges Pfand und erzieht das Mägdlein Angela. Dieses wird schließlich Pförtnerin. Eines Nachts bringt der rauhe Herr von Kyburg seine Nichte, die schöne Jutta; sie soll im Kloster die Liebe vergessen. Umsonst. Sie hofft und baut auf Treue, bis ein Pergament ihr das Abschiedswort des treulosen Geliebten

bringt. Aus Gram zerschlägt sie ihr schönes Haupt. Angela ist erschüttert. Sie flieht das Kloster, das Jutta zum Verhängnis geworden. Am „End der Welt", einem abgelegenen Felstal, findet sie der wegen Blutrache aus Rätien verbannte Kurt, sie wird ihm Braut und Weib. Vier Kinder gebiert die Glückliche. Nur eines trübt ihr Dasein, das ist die gefährliche Lust ihres Mannes, Adler und Grattier zu jagen. Er erfällt, wie er einen Geierhorst ausnehmen will. Ihre Kinder gedeihen, aber zwei davon verliert sie, Kurt kommt um im Hochgebirge mit seinem Lieb; Werner, der treffliche Bildschnitzer, stirbt jung. Die zwei andern Söhne verlassen sie, der eine als Priester, der andre als Krämer. So ist sie wieder allein. Als sie einer unglücklichen Wildheuerin am Titlis Trost bringen will, verirrt sie sich und ihr Leib erlöscht auf einsamem Firn, während Frühschein das Berghaupt rötet.

„Sie schreitet ohne Rast und Ruh'
Dem Tor des Himmels zu."

Mit dieser Dichtung verließ Meyer die lyrische Epik und wandte sich der Novelle zu. Als eine der größten Erzählungen leuchtet hervor „die Richterin", vollendet im Sommer 1885. Sie hängt in ihrem Entstehen zusammen mit „Engelberg", insofern die Gestalt der Jutta sich in der Phantasie des Dichters ausgewachsen hat zu der grandiosen Figur der Judicatrix. Auch die Persönlichkeit des leidenschaftlichen Kurt hat hier ihr Pendant in der des Wulfrin. „Hier wie dort zeichnet der Dichter wilde Hochgebirgswelt, sonnigen Zaubers und dunkler Schrecken voll." In der „Richterin" aber erscheinen die Menschen viel eher als die würdigen Bewohner und Kinder der Bergnatur. Herbe und Weichheit sind ihnen eigen, hohe, sittliche Kraft neben unbändiger, des Schwächsten fähiger Leidenschaftlichkeit. Scharf und prägnant sind die Linien ihrer Charaktere. Das Thema ist einfach und groß:

„Erstorbenes Gift, erstorbene Tat! Lebendige Tat, lebendiges Gift!“ Deutlicher gesagt: Die Richterin Stemma, ein hohes Weib, hat in der Jugend aus Trotz gegen den Vater sich einem schönen Kleriker ergeben. Ihr Erzeuger hat sie ertappt, den Frevler in den Abgrund geschleudert und sie selbst dem alten Graf Wulf zu Malmort zur Gattin gegeben. Dieser hatte sein erstes Weib verstoßen und sein Knabe Wulfrin war ihm entlaufen an den Hof Karls des Großen. Stemma nun, das Kind des Klerikers unter dem Herzen tragend, gibt ihrem Mann den Gifttrank. Tatkräftig waltet sie als Witwe in der Grafschaft als scharfsinnige Richterin; ihr Ruhm dringt in ferne Lande. Ihr Kind, die schöne Palma, wächst blühend heran. Sie träumt viel von ihrem Stiefbruder, dem entflohenen Wulfrin und sehnt sich nach ihm. Der ist indessen in Karls Palastschule herangewachsen und liebt die weite Welt und die kühnen Fahrten des herrlichen Kaisers. Die enge Bergheimat des Hinterrheins hat er vergessen. Während er mit Karl in Rom weilt, erscheint ein Bote der Richterin und bittet um Schutz gegen den räuberischen Langobardenherzog Witigis. Zugleich soll Wulfrin kommen, damit der jähe Tod des Vaters ihm aufgeklärt werde. Der Kaiser sagt Hilfe zu, und Wulfrin muß heim. Auf der Fahrt nach Malmort überfällt ihn, den Trotzigen, Witigis. Die Schwester und die Richterin kaufen ihn frei. Jubelnd empfängt ihn zu Malmort Palma, würdig die Richterin. Er ist unzufrieden, Weibern die Rettung zu danken. Er spricht die Richterin vor allem Volke frei. Palma soll nun mit dem schwächlichen aber schönen Grazioſus vermählt werden. Wulfrin hat sich's anders gedacht, aber er fügt sich. Er eilt mit der Schwester über eine Alp dem Auserwählten entgegen. Hell und sonnig ist der Tag. Die verklärten Linien des majestätischen Schneegebirges „hoben sich auf dem lautern Himmel rein und zierlich, doch ohne Schärfe, als wollten sie ihn nicht

ritzen und verwunden". „Eine Wolke schwebte über den weißen Gipfeln, ohne sie zu berühren, ein himmlisches Fest mit langsam sich wandelnden Gestalten. Hier hob sich ein Arm mit einem Becher, dort neigten Freunde oder Liebende sich einander zu und leise klang eine lustige Harfe." In dieser Pracht erfüllte sich das Geschick. Wulfrin liebt Palma, die Schwester, und auch sie „blickt mit trunkenen Augen bis in den Grund der seinigen". Der Mann aber ist stark, er bäumt sich auf gegen das Furchtbare. Er eilt in die Sonne und dem nahen Grate zu. Der Freier erscheint und Palma sagt sich ihm zu auf des Bruders Befehl. Diesem quillt die Liebe immer heißer auf, in wildem Zorn gegen sich jagt er die Schwester heim über die Alp. Er wählt den Weg durch die Schlucht, „die furchtbarste in Rätien". Ein Gewitter ist losgebrochen. „Da er in den Schlund hinabstieg, wo der Strom wütete, und er im Gestrüpp den Pfad suchte, störte sein Fuß oder der ihm vorleuchtende Wetterstrahl häßliches Nachtgevögel auf und eine pfeifende Fledermaus verwirrte sich in seinem Haare. Er betrat eine Hölle. Ueber der rasenden Flut drehten und krümmten sich ungeheure Gestalten. die der flammende Himmel auseinanderriß und die sich in der Finsternis wieder umarmten. Da war nichts mehr von den lichten Gesetzen der Erde. Das war eine Welt der Willkür, des Trotzes, der Auflehnung. Gestreckte Arme schleuderten Felsstücke gegen den Himmel. Hier wuchs ein drohendes Haupt aus der Wand, dort hing ein gewaltiger Leib über dem Abgrund. Mitten im weißen Gischt lag ein Riese, ließ sich den ganzen Sturz und Stoß auf die Brust prallen und brüllte vor Wonne." Wulfrin schreitet ohne Furcht, auch er ist ein Gesetzloser. Doch er flieht wieder vor sich selbst und sieht die Schwester, die ihn voll Liebe sucht. Da packt ihn die Angst und der Zorn, er schleudert sie weg und sie fährt im Gewitterlicht an die Felsen. In Wahnsinn und Schmerz

„das Liebe umfangend", eilt er mit Palma auf das im wetterleuchtenden Nachthimmel ragende Bergschloß Malmort zur Richterin. Dann rast er in die Nacht hinein. Am nächsten Morgen findet den Verzweifelnden die hohe Richterin. Sie will ihn trösten, der nicht begreifen kann, daß Palma seine Schwester ist. Umsonst. Dem Kaiser will er es sagen und mit ihm will er kommen vor die Richterin, ihn zu richten. Ja, sie, sie hat die Kraft, das Geheimnis der Sünde zu tragen, sie, die in sündiger Liebe ein Kind empfangen, sie, die ihren Gemahl vergiftet, sie, die voll hoher Gerechtigkeit ihres Amtes gewaltet und waltet. — Der Kaiser naht und verscheucht die Langobarden aus Rätien. Stemma, die Richterin, die von aller Welt als rein Gepriesene, wird unruhig, sie hat furchtbare Träume und Gesichter. In der Nacht gepeinigt, eilt sie vor ihres Gatten Grabmal und redet laut und verratet so der Tochter Palma, die sie belauscht, ihr furchtbares Geheimnis. Palma wird krank über das Entsetzliche; aber sie will nicht als Zeugin gegen die Mutter stehen. Kaiser Karl ist da. Sie soll richten über Wulfrin. Da bekennt sie stolz und reuig die eigene Sünde: Wulfrin und Palma sind nicht gleichen Blutes. Vor Kaiser und Volk nimmt sie den Krystall aus dem Busen und trinkt das Gift. „Erstorbenes Gift, erstorbene Tat! Lebendige Tat, lebendiges Gift!" —

Was soll man an dieser Tragödie mehr bewundern, die großartige Zeichnung der Personen oder den beseelten Ausdruck für die Natur? Man kann zwar nicht sagen, Meyer leihe der Alpenlandschaft oft das Wort, so geschickt er auch ihre Stimmungen für die Entwicklung der Handlung zu verwerten weiß; aber wenn er es tut, dann geschieht es nicht mit den Augen eines bloßen Beobachters, sondern mit der Phantasie eines unvergleichlichen Malers. Welche Bilder würde es geben: Palma und Wulfrin sitzend auf blumiger

Weide, rings ein Kranz prangender, jubelnder Schneeberge. Und die beiden Hand in Hand hinstaunend mit leuchtenden Augen auf eine silberglänzende Wolke, aus der es sich hebt hier wie ein Arm mit einem Becher, dort wie zwei sich zusammenneigende Liebende. Oder wieder: Wulfrin voller Seelenqual und Trotz in der tosenden Schlucht, in welche Blitze und Regenstränge niederfahren, und in der wilden, donnernden Flut lachende Riesen, höhnisch grinsende. Das Ganze ein Bild des Trotzes, der Willkür und Auflehnung.

Noch schöner als in der Richterin spricht Graubündens Bergwelt im, um etliche Jahre früher erschienenen „Jürg Jenatsch" (1874). Es ist dies daraus zu erklären, daß der Dichter, einen so allgemein bekannten und poetisch schon mehrfach behandelten historischen Stoff verwertend, sich genötigt sah, der Bergwelt Alt-Fry-Rätiens mit Liebe und bewußtem Fleiß nachzugehen und ihr Stimmung für seine Erzählung abzulauschen. Zschokke hat seinerzeit für seine „Rose von Disentis" ähnliche, ja vielleicht viel gründlichere Vorstudien gemacht, und doch welch ein Unterschied in der Führung der Handlung, in der Charakterisierung der Personen und in der Schilderung und Verwertung der Alpenlandschaft. Er blieb im Material stecken, Meyer dagegen löst sich los vom Banne des historischen Stoffes und formt ihn mit der Souveränität eines freien Bildners.

Das Thema ist einfach und groß: In der für Graubünden verhängnisvollen Zeit des Dreißigjährigen Krieges, wo das arme Land, von innerm Parteihader zerrissen, zu schwach schien, sich gegen Oesterreicher und Franzosen zu wehren, da erstand ihm ein Retter in Jürg Jenatsch, dem ehemaligen Pfarrer. Aus Liebe zur Heimat erschlug er Pompejus von Planta auf Schloß Rietberg; aus Liebe zur Heimat, geschult durch die Not der Zeit, wird er ein verwegener Soldat und ein kühner Diplomat. Aber die Befreiung der Landes

gelingt ihm, der dämonischen Mannesnatur. Aber er selbst hat sich dabei in schwere Schuld verwirkt, er hat ein Leben auf dem Gewissen; er hat die Liebe zur hohen Lucrezia von Planta besudelt und eine unüberwindliche Kluft zwischen sich und die sich ihm zuneigende Aristokratin aufgetan, sie kann nie die Seine werden; er hat den edlen Herzog Rohan schwer getäuscht durch ein diplomatisches Ränkespiel, ja geradezu Verrat an ihm geübt; noch mehr — er hat seinen evangelischen Glauben niedergelegt und ist katholisch geworden. Aber alles doch nur aus Liebe zur Heimat, alles nur darum, weil es zu ihrer Rettung beitrug. Das Schönste ist ihm aber in allem treu geblieben, der Erfolg und die Liebe der Lucrezia, die ihm sogar den Todesstreich versetzt, nachdem sie ihn vor den Mördern nicht mehr hat retten können. — Diese skizzenhafte Inhaltsangabe ist freilich nur ein armseliges Gerippe der herrlich aufgebauten Geschichte. So etwas will gelesen sein.[1]) Für unsre Aufgabe mag es genügen. Wir wollen nur die Natur etwas näher besehen. „Die Naturschilderung tritt", wie hiezu gesagt worden ist, „in den Dienst der Erzählung als notwendige Szenerie in meisterhafter Anschaulichkeit oder als Stimmungsfaktor". Gleich das erste Kapitel führt den Leser auf die kahle, von Felsenhäuptern umragte Höhe des Julierpasses. Schwüle Stille drückt und die niederhangenden Schneeflecke und Gletscherzungen leuchten bald grell auf, bald weichen sie in grünliches Dunkel zurück. Wolken ziehen. — Damit sind wir schon psychisch empfänglich gemacht für die unheimliche, gewitterschwere, politische Dunstluft des Landes, wie sie über der Begegnung Heinrich Wasers mit dem geächteten Pompejus Planta und Lucrezia schwelt. Giorgio, guardati! Ein hüte dich, spricht schon die Berglandschaft. Unheil droht.

[1]) Das Beste über Meyers „Jürg Jenatsch" sagt nicht A. Frey und nicht Langmesser, sondern Trog Hans, Conrad Ferdinand Meyer, 1897.

Herrlich schildert Meyer die Schönheit des „sammetgrünen" Engadin mit seinen am blitzenden Inn wie ein Geschmeide angereihten Bergseen." Und den Aufstieg zum Maloja: „Wie eigen, bezaubernd und schauerlich war diese jetzt vom Morgen gerötete Gegend. Unten eine grüne Seetiefe, umkränzt von üppig bewachsenen Bergvorsprüngen und buschigen Inselchen, versenkt in eine überall, überall sich zudrängende unendliche Wildnis dunkelrot blühender Alpenrosen wie ein blutiges Tuch. Ringsum ragten senkrechte, schimmernde Felswände, durchzogen von den silbernen Schlangenwindungen stürzender Gletscherbäche, und im Süden, wo der im Zickzack sich aufwärts windende Pfad den einzigen Ausgang aus dem Talgrund verriet, blendete den Blick ein glänzendes Schneefeld, aus dem rötliche Klippen und Pyramiden hervorstachen." Eine Weile atmen wir und genießen wir mit dem ins Veltlin zu Jürg Jenatsch wandernden Zürcher Heinrich Waser diese Hochlandherrlichkeit. Da ragt im „Süden eine hochgetürmte, düstere Gebirgsmasse" wie ein drohender Riese. In Bünden nennen sie diesen Gipfel den Berg des Unglücks und im Veltlin den des Wehs. Und siehe! Weh und Unglück kommen. „Giorgio, guardati!" Jenatschs reizendes Weib fällt als ein Opfer irregeleiteter Volkswut. Jürg selbst muß fliehen aus Berbenn und mit ihm Heinrich Waser, am Berge des Wehs vorüber. Und dann geschah das Furchtbare: Planta wurde auf seinem Bergschloß in Domleschg von Jenatsch und seinen politischen Gesinnungsgenossen erschlagen. Welch unseliges Verhängnis! Lucrezia hat ihren Jugendfreund gewarnt vor Gefahr, und er mordet dafür ihren Vater. Was mag nun die aufgetane Kluft zwischen ihnen überbrücken? Wann wird das Land zu Ruhe und Frieden kommen? Wann wird der Berg des Wehs und Unglückes zum Berg der Freude und des Glückes? — — Rasch rinnen die Monde, und die Menschen ändern sich. Der zweite Teil des Romanes, in

Venedig spielend, nähert uns der Lösung der Konflikte. Jürg gibt sich freiwillig in die Gewalt der Jugendgeliebten, sie aber will hochherzig die Rache erst nehmen, wenn er das Heimatland gerettet. Das dritte Buch führt uns in die Berge zurück und bringt den Ausgang: Beinahe wäre Jenatsch bei seiner Agitation im Veltlin durch Spanierhände stumm gemacht worden, wenn nicht durch wunderbaren Zufall Lucrezia ihn hätte retten können. Doppelt gehört sein Leben jetzt ihr. Er weiß es. Gemeinsam fliehen sie „das von Wasserstürzen rauschende Misox" hinauf über den San Bernardino. Noch lastet eine blendende Schneedecke in der frühen Jahreszeit. Aber der kleine Paßsee ist doch schon aufgetaut. Die kräftigen Alpenlüfte der Heimat, die leuchtende Sonnenpracht, der blitzende Gletscherglast, die weiche Bläue der Täler erfüllen Lucrezia und Jürg mit Jugendzauber und traumartigem Glück. Ihre Seelen reflektieren die Stimmung der Natur. Eine Weile gehören sie einander, hier oben in der keinen Haß, keine Menschenzwietracht kennenden Höhe des Naturfriedens. Aber nur eine Weile! Eine Jungfrau kann nie Gemahl des Mörders ihres Vaters werden. Wohl lüstet es Jürg, die weichgewordene Jugendfreundin zu zwingen, aber er erdrückt den Dämon. Er will Bünden befreien und dann . . ., wer weiß? „Seine Natur war von jenem Stahl, der aus den Steinwänden der Unmöglichkeit immer wieder die hellen Funken der Hoffnung herausschlägt." Ihm gelingt das Unmögliche, die Befreiung Bündens von Franzosen und Oesterreichern. Da ereilt ihn beim Siegestanz die Rache. Noch einmal will ihn Lucrezia in übergroßer Liebe retten; es ist nicht mehr möglich. Da tut sie das Uebermenschliche. In ihrem Schoße brechen die Augen des Erschlagenen. Die Tragödie ist aus. Rasch erholt sich das Land, und segenspendend schimmern seine zahlreichen Gletscher wieder in die friedlichen Täler hinab.

Selbstverständlich geht der „Jürg Jenatsch" weit hinaus über den Rahmen einer bloßen Alpendichtung. Über die bloße Tatsache, daß der Dichter einen Großteil des Romanes in Rätiens Bergwelt selbst geschrieben hat, daß er mit Absicht Graubünden bereiste, um eben für Menschen und Landschaft die innern Parallelen zu finden, schon allein das berechtigt wohl, auch diese große Schöpfung für die Alpendichtung zu beanspruchen und einzuschätzen.

9.

Bedeutet C. F. Meyer auf dem Gebiete der Alpenlyrik die Höhe, so Ernst Zahn (geb. 1867) eine Wendung auf dem des schweizerischen Alpenromans. Durch ihn ist eine alte Forderung erfüllt, nämlich das Hervortreten der Natur aus dem Hintergrunde zum mächtigen Mitwirken. Die Berge, die Weiden, die Bäche, die dunkeln Wälder sind nicht mehr bloß zuschauende Landschaft, sie greifen selbsttätig ein in die Gestaltung menschlicher Schicksale. Das ursächliche Verknüpftsein des Menschen mit der ihn umgebenden Natur, das darzustellen war die Aufgabe. Hart und rauh wie die schroffen Berge und die wilden Schluchten, lieblich und weich wie die Alpenwiesen, aufleuchtend wie der vom Frühschein bestrahlte Firn, dunkel wie die düstern Lärchen- und Tannenhänge, so sind auch die Menschen, die darin wohnen. Wir möchten sagen, das Naturleben der Alpen ist ein viel kampfreicheres als dasjenige der Hügellandschaft oder der Ebene. Die Kräfte der Zerstörung und des Aufbaues walten viel näher beisammen und treten in scharfen Kontrasten zutage. Weichste Lyrik und gewaltige, fast brutale Tragik wechseln fast ununterbrochen. Hier blüht das zarte Bergveilchen und die blaue Enziane in satter Farbenpracht und unweit davon ist die zerstörende Lawine, der furchtbare Felsbruch niedergegangen.

In den schönsten Bergsommer hinein kommen plötzlich rauhe Schneestürme und drängen Hirten und Herden ins Tal; ebenso vermag der warme Föhn in kürzester Zeit die Winterlandschaft aus ihrem tiefen Schlafe aufzurütteln und den Frühling hineinzutragen. Wie sollte da das Volk, das diese Stätten bewohnt, nicht auch diese scharfen Kontraste haben. Kämpfen muß es hier in härtester Arbeit um sein täglich Brot, die Natur macht es ihm wahrlich nicht leicht, die schönsten Hoffnungen weckt sie und zerstört sie wieder. Ihre Kräfte sind unberechenbar. Daher hat dies Volk gelernt, ihnen zu trotzen und sie wieder zu lieben. Aber es ist still und wortkarg, aber „stark auch unter Lasten", geworden. Verwegen und kühn tritt es den Naturereignissen, den Katastrophen entgegen. Weil ihm die Natur so wenig gibt, so achtet es gar sehr auf das Wenige, so sehr, daß Neid, Geiz und Habsucht ihm nicht fremd sind. Wohl mag es daher scheinen auf den ersten Blick, als ob diese Menschen nur verkümmerte Seelen hätten, als ob Geist und Gefühl in ihnen nur ein ärmlich Dasein fristeten wie der äußere Mensch in der Natur. Aber dem ist nicht so! Mangel an Gabe zum leichten Gedankenaustausch ist nicht dasselbe wie Mangel an Gedanken, sondern oft das gerade Gegenteil. Kurz und angebunden ist der Gruß, den die Leute sich bieten, fast lakonisch knapp ihre Frage und Antwort. Es ist die Verschlossenheit der Energie, der zähen Ausdauer, des raschen Entschließens und Handelns, die in ihnen wohnt. Sie kann sich steigern zu erstaunlichster Leistungsfähigkeit, wie sie Zahn im Albin Indergand darstellt, aber auch leicht zu brutalem Trotz und verhängnisvoller Hartnäckigkeit, wie etwa im Hochfluhbauer der „Herrgottsfäden".

Rasch lenzt es im Gebirge, rasch kommt die Liebe. Wie ein Föhnsturm erfaßt sie die jungen Menschenherzen und drängt sie heiß und leidenschaftlich zusammen. Aber gar manches

Blümlein, das auf schwindelndem Felsband so rasch erblüht, kommt zu früh, rauher Nebel droht ihm, Schnee deckt es wieder zu, und wenn die Sonne wieder lacht, ist es erfroren, tot. Zahn hat in seiner Jugendgeschichte „Kämpfe" (1893) dieses Motiv ins Menschliche übertragen. Fast über Nacht hat die Liebe zwei Menschenkinder übernommen, so daß sie nicht mehr voneinander lassen wollen, die liebliche Ini Berger, das arme Kind eines verkommenen, zum Diebe herabgesunkenen Dichters und einer braven, gefühlstiefen Frau, und den blonden, von Kraft und Klugheit und Ehrlichkeit erfüllten Joseph Ehrler, den Sohn des geldstolzen, energischen, trotzigen Fuhrhalters, der mit Riesenkraft und Ausdauer seine Fuhren über den gefährlichen Bergpaß und durch lawinenbedrohte Schluchten leitet, der so fest auf sich selbst baut und in sich ruht, daß er die stille Gattin neben sich fast übersieht. Aber es soll nicht sein. Rauh greift der alte Ehrler hinein. Aber Joseph hat denselben Kopf wie der Vater. Aber er hat noch mehr. Die Liebe zu einem armen Kinde ist ihm mehr als ein reiches Erbe und eine aufgedrungene reiche Erbin.

Bauend auf sein Können verläßt er das Elternhaus. Aber das Herz der Mutter bricht, er sieht es und eilt zu ihr und trägt sie ins Haus zum Vater; jetzt endlich willigt dieser ein. Zu spät! Ini Berger hat, um dem Geliebten diese Trennung von den Eltern zu ersparen, den Tod gesucht im Ulpfluß. Eben trägt man sie vorüber. Joseph sieht es, erkennt das Antlitz, er stürzt hinaus. Der Schmerz macht ihn fast wahnsinnig. Das Lied ist aus. Schnee hat das Blümlein begraben, und als die Sonne wieder scheinen wollte, war es erfroren. Man hat nicht ohne Ursache diese erschütternde Erzählung schon mit Gottfried Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe" verglichen. Und doch will uns scheinen, daß der Schluß von Zahns Schöpfung weit nicht jene innere Folgerichtigkeit aufweist wie diejenige Kellers. Dort sehen

wir die beiden Liebenden vereint und gerne sterben nach genossenem Glücke, hier dagegen opfert sich Jni Berger in fast krankhaft gesteigerter Selbstverleugnung, während ihr Geliebter dasteht als ein geknickter, ins Mark getroffener Mann, der sie und die Mutter dazu verloren. Mit dieser jäh hereinbrechenden, erschreckenden Dissonanz durfte die Geschichte nicht ausklingen. Die Führung der ganzen Handlung ließ dies grausame Ende nicht erwarten. Der Dichter selbst gesteht, daß sein Erstlingswerk nicht ohne Schwächen ist. Aber deutlich verriet er darin die Gabe der Beobachtung von Natur und Menschen, obschon er erst kurze Zeit in Göschenen sein Heim aufgeschlagen hatte. Die Kontraste in der Gebirgsszenerie und in den Menschencharakteren, die sah er sofort. Noch fehlte ihm die Uebung, die Technik und vielleicht auch die adäquate Sprache, aber rasch wächst er in dieselbe hinein; von Werk zu Werk steigert sich dies Vermögen, und heute steht Zahn unseres Erachtens zuvorderst auf dem Gebiete des schweizerischen Alpenromanes, ja wohl ebensohoch als Rosegger, Pichler und Ganghofer.

Wo gewaltige Naturkräfte einander widerstreben, wo Menschen verschiedener Eigenart beisammen sind, da geschieht etwas, da gibt es Handlung. Und das gerade scheint mir ein Vorzug von Zahns Dichtungen zu sein, sie sind erfüllt von Handlung. Einzelne sind geradezu Dramen, wir denken vorab an „Albin Jndergand" (1901) und an die „Herrgottsfäden" (1901). Es gibt etwa einmal einen Dichter, den dasselbe Problem unabläßig verfolgt; in verschiedensten Variationen sucht er dafür die beste Form und die beste Lösung. Auch Zahn scheint uns ein solcher zu sein, freilich nicht in dem Sinne, als ob er dasselbe Thema immer wieder variiere, sondern vielmehr darin, daß er gewisse Charaktere immer schärfer und deutlicher gewissermaßen herauszumeißeln versucht, so daß sie zuletzt mit plastischer Schärfe vor uns stehen. Er

wechselt wohl die Umgebung, in der diese Menschen leben, wir möchten sagen, die Beleuchtung, um schließlich diejenige zu finden, in welcher sie uns am ausdrucksvollsten erscheinen. Es ist nicht das reiche Vorhandensein an solchen Gestalten, das ihn drängte, sie wieder und wieder zu zeichnen, sondern wohl jenes genannte, echt dichterische Bedürfnis. Im Vordergrunde dieser Charaktere steht jener Mensch, der trotz gewaltiger, widerstrebender Kräfte innerer und äußerer Natur schließlich das Schicksal zwingt und zu freier Größe, zu innerer Festigkeit, zu segensreicher Tätigkeit gelangt. Erni Behaim, Ulbin Jndergand, Gallus Hofer, Christen Russi, Violanta sind solche Gestalten. Die Versuchung kommt in verschiedenster Gestalt an sie heran, sie unterliegen ihr nahezu, aber sie reißen sich heraus mit gewaltiger Anstrengung und ragen schließlich hoch und stolz über ihre Mitwelt hinaus. Größe ist es, was Zahn darzustellen sucht, Größe des Menschen im Gebirge. Oft hat man gesagt, Zahn sei Realist, er scheue nicht zurück vor dem Härtesten, er liebe sogar die Dissonanzen, wie sie die Gebirgswelt öfters biete; aber trotzdem sucht er doch nicht die Dissonanz. Er sucht vielmehr die Synthese. Jede wahre Größe ist Synthese. Sie ist das Urproblem aller tiefen Dichtung.

Zahn liebt die herben, stolzen Dorfmagnatenfiguren. Sie sind nicht abschreckend trotz ihres großen Ehrgeizes, trotz ihres wilden Hasses gegen den Widersacher, sie haben alle noch ein weiches Herzteil. Der alte Ehrler in „Kämpfe" leitet die Reihe dieser eigenartigen Männer ein. Der gewaltige Fluhbauer in den „Herrgottsfäden", dessen Herz aus Stahl und Granit zu sein scheint, ist der markanteste, am schärfsten charakterisierte von allen. Daß solche Härte und solches Durchsetzenwollen des eigenen Willens und Meinens böse Folgen haben kann und muß, ist klar. Aber sie geben dem Dichter leicht Gelegenheit, packende Konflikte zu schaffen, die den Leser oft aufs tiefste erregen

Mit Leidenschaft hat Zahn sein Novellentrio „Bergvolk“ (1896) geschrieben. Die starken Menschen, die er uns darin vorführt, sind daher von einer Härte, Wucht und Schwere, wie man sie sonst bei ihm nicht immer beieinander findet. Wir denken hiebei besonders an die spannende Erzählung „Der Büßer“. Mit einer unheimlichen Schärfe sind die Charaktere gezeichnet, so scharf, daß es einen schier frieren würde vor diesen Eisenköpfen eines Lori oder eines Berghofers, wenn sie nicht so ehrliche Menschen wären und nicht gelegentlich verrieten, daß sie ein Herz haben, dessen Wärme und Weichheit uns so erfreut, wie ein heller Sonnenstrahl durch finsteres, drohendes Wolkengeschwader. Der unbeugsame, trotzige Jakob Engel im „Lästerer“, er liebt doch seine Frau, als es ihr ans Sterben geht. Im Leben hat er es ihr nie gesagt. Auch der prächtige, seiner Sinnlichkeit eine Weile unterliegende, dann aber wieder sich aufraffende Präses von Underhalden im „Albin Indergand“ zeigt die harten Züge, und doch hat er in der Not ein warmes Herz und ein echtes Schamgefühl. Nicht ohne Behagen beschreibt Zahn immer wieder das kraftvolle Aeußere dieser Eisennaturen und weiß es recht geschickt zu verwenden zur Charakterisierung der Seelenzustände. Körperlich und geistig starke Menschen unterliegen leicht einer vorübergehenden Wallung des Blutes und verwirken sich damit in schwere Not und Schuld. So der Präses von Underhalden, so die großzügige Violanta in der tiefen Erzählung „Der Schatten“,[1]) so der energische Christen in den „Herrgottsfäden“, so der junge, freiheitsliebende Albin Indergand. Aber um so schöner und mächtiger tauchen sie aus der Schmutzwelle hervor. Durch Taten, durch Einsetzung ihres Besten, reinigen sie sich von Schuld und Fehle. Reich an Tragik sind daher Zahns Dichtungen.

[1]) Schattenhalb, 3 Erzählungen, 1903.

Eine auffallende, aber im Leben keineswegs seltene Tatsache ist es, daß großzügige Männer schwache, stille Frauen haben. Dieselben gewähren dem Manne die Wohltat des physischen Ausgleiches und sorgen mit Unterwürfigkeit für die Erfüllung der zum Leben notwendigen kleinen Wünsche. In Zahns Geschichten begegnen uns diese stummen Frauen ziemlich oft, und am allerschärfsten ist der Kontrast wieder in den Herrgottsfäden. Das Urbild dieser Zahnschen Frauenfiguren finden wir schon in der Frau Ehrler in „Kämpfe". Stark bewegt ist der Dichter aber von dem Motiv der Errettung des kämpfenden, verzweifelnden Mannes durch ein hohes und starkes Weib. Schillers Stauffacherin ist die klassische Repräsentantin geworden, und Zahn dürfte wohl davon beeinflußt sein. Der unglückliche, selbstquälerische und doch so brave Erni Behaim, der seiner von furchtbarer Krankheit geplagten Mutter auf ihr Verlangen schließlich Gift gereicht, um sie von ihren Leiden zu befreien, er, der im Kloster Einsiedeln keine Ruhe für seine eingebildeten Gewissensbisse gefunden; er, der in der Schlacht bei Urbedo unerkannt das Urnerbanner gerettet und auf den Dank des Vaterlandes verzichtet; er, der das Bergdorf unerkannt als einsamer falscher Mönch aus schwerer Krankheit befreit, er empfängt seine Erlösung und wahrhafte innere Befreiung durch den Mund der sich ihm in ausdauernder, reiner Liebe zuneigenden Trud.[1]) — Ulbin Jndergand, der verfolgte, gehaßte, verhöhnte Steinwandbube, der nach großer Tat sich sehnende Sohn eines Mörders, ringt alle Widerwärtigkeiten nieder und erzwingt sich die größte Achtung im Lande; aber sein Inneres ist unruhig und unglücklich, weil er dem Lande nicht Retter geworden. Da neigt sich die schöne, ruhige Henrike zu ihm in übergroßer Liebe und Barmherzigkeit und sie schenkt mit ihrer Treue dem Einsamen Frieden und Glück. Tilde, die mutige

[1]) Erni Behaim, 1898.

Tochter des harten Berghofers, sucht den ihr in Verzweiflung entsagenden „Büßer" Lori trotz Elternverbot, bis sie den Einsamsten aller Einsamen nach unsäglichen Leiden findet im Höllenloch, der unwirtlichsten Alp des ganzen Landes, und ihm mit ihrer sieghaften Liebe die Sonne bringt. Auch der „Geigenfriedli" [1]) wird gerettet durch die Liebe und den moralischen Einfluß einer Jungfrau. In der psychologisch ungemein fein geführten Erzählung „Grundwasser" [2]) nimmt der verkommene, erblich belastete, der Versuchung unterliegende Flori schließlich doch ein ehrliches und uns versöhnendes Ende im Jochsee, nachdem er sich bewußt geworden, daß er der unerschütterlichen Neigung der schönen und reichen Leni, die er trotz des Versprechens zur Besserung betrogen, nicht wert sei. — Ebenso stirbt der aus aussichtsloser Liebe zum Trinker gewordene Mattlilieni auf der Stegalp — in der Novelle „Zwei Straßen" — schließlich zufrieden, als die schöne Städterin Eva, alle Vorurteile überwindend, an sein Krankenbett eilt, um ihm, der sie einst aus Lawinenschlag gerettet, anzugehören in der Todesstunde.

So groß Zahn die Liebe zwischen beiden Geschlechtern darzustellen weiß, so schön und tief die Eltern- und Kindesliebe. Es gibt unseres Erachtens nicht manchen Dichter, den gerade dieses Motiv so mächtig angezogen, wie den Göschener Sänger. Zahn fragt sich: Was ist das Höchste, das ein Kind für seine Eltern tun kann? Die Antwort lautet: Der kranken Mutter den Tod geben, wenn sie es verlangt und keine Rettung mehr ist. Das tut Erni Behaim nach unmenschlichen, innern Kämpfen. Das tut „Josepha". Welch innere Kämpfe ein solches Kind bestehen muß, bis die Helferliebe alle Vorurteile und alle eigenen Hemmungsgefühle siegreich durchbricht! Diese tiefe Psychologie poetisch zu verwerten

[1]) Echo „Novellen und Skizzen". Luzern 1901.

[2]) Menschen, Neue Erzählungen 1899.

und den Leser von der innern moralischen Berechtigung zu überzeugen, das ist fast ganz neu. Nur ein Großer durfte sich an solches Thema wagen. Im „Erni Behaim" haben wir die Apotheose der Liebe zwischen Mutter und Sohn, in den „Menschen" die zwischen Vater und Sohn. Im „Lentin" sühnt der Sohn mit unerhörter Selbstverleugnung die geheime Schuld des Vaters. Am ergreifendsten kommt die Liebe eines Vaters zu seinem Kinde in der Erzählung „Der Lehrer von Oberwald" zum Ausdruck. Das Söhnlein kann das Bergklima nicht ertragen. Was tut der stolze, verschlossene Mann? So sehr er des täglichen Brotes bedarf, so wenig er hat, er opfert alles dem Kinde. Ein Mädchen, ein gereiftes und wohlhabendes, hat stille Liebe zu ihm; er weiß es, es zieht ihn, er braucht nur zu fragen. Aber das Kind ist krank. Ihm zu Liebe entsagt er dem winkenden Glücke und sucht das Tal auf, damit der Bube wieder rote Wangen bekommt.

Jeglicher Liebe wahre Größe ist die Selbstverleugnung und nicht das heiße Begehren und Nehmen. Sie finden wir vielfach in Zahns Dichtungen. So alt dieser Gedanke und so vielfach er auch poetisch schon verherrlicht worden ist, so wenig müde dessen ist der Dichter. Uns moralische Größe zu zeigen, ohne daß wir das Bewußtsein bekommen, durch den Dichter von hohen moralischen Gefühlen mit absichtlicher Berechnung erfüllt zu werden, das ist eine Kunst. Und die besitzt Zahn. Liebe und Selbstverleugnung sind vor allem Frauentugenden. Unser Dichter hat eine Fülle von solchen edlen und starken weiblichen Gestalten des Gebirgsvolkes geschaffen und gewiß auch gesehen. In den „Herzenskämpfen" ist es die feine Jni Berger, die in den Tod geht, damit ihr Geliebter sich nicht im Unfrieden vom teuren Elternhause trennen muß. Ihr Opfer ist freilich umsonst. Im „Erni Behaim" begegnen wir der willensfesten Cille, die den schon verheirateten Richter Gallus Hofer liebt,

aber aus Liebe seine Werbung zurückweist, auch nachdem dessen schwaches Weib gestorben ist, und das nur, damit jeglicher unreine Verdacht von dem teuren Manne fern bleibe und er seine Männlichkeit und Unbescholtenheit nicht in Zweifel bringe beim argwöhnischen Bergvolk. In der erschütternden Erzählung „Menschen" gibt sich Hansi, das reine, nur seine natürlichen Gefühle kennende und ihnen folgende Bergkind dem sie liebenden, unglücklich verheirateten, vom Volke hochgeehrten Manne, dem reichen Peter Meyer hin. Die kranke Frau desselben stirbt aber nicht so schnell. Das Mädchen, um des Bauern Ehre und Familie nicht zu zerstören, flieht mit glänzenden Augen in die wilde Föhn- und Lawinennacht hinaus und gibt dort, während Tosen und Donnern das Alptal erfüllen, einem Kinde das Leben. Beide erlöschen. Peter Meyers Weib stirbt. Seine stolze, auf ihre Frömmigkeit und christliche Sittlichkeit pochende Schwester Regine verläßt ihn, den Sünder, um eine Heilige zu bleiben; das Bergvolk höhnt ihn. Er aber fühlt sich frei, die Liebe der toten Hansi wirft ihren Nachglanz auf ihn.

Aber auch der Nächstenliebe Dichter ist Zahn. Der Bergpfarrer ist in der Alpendichtung eine beliebte Figur geworden. Im „Ewigen Licht" hat Rosegger dazu den stärksten Anstoß gegeben. Fast möchte man sagen, Zahn sei ihm gefolgt. Im „Erni Behaim" und im „Albin Indergand" begegnen wir zwei solchen, ungemein anziehenden Geistlichen. Vom rauhen Schicksal in das unwirtliche Gebirge unter ein verschlossenes, selbstbewußtes Volk versetzt, um da zu zürnen und zu trösten, zu strafen und zu segnen, haben sie einen keineswegs leichten Stand. Schon physisch werden oft große Anforderungen an sie gestellt und psychisch müssen sie ungemein reich sein, wenn sie nicht verbauern wollen. Eines müssen sie bald lernen, daß da oben, wo Haß und Liebe durch keinen Bildungsschliff verhüllt werden, nur das Herz

reden darf und nicht der gelehrte Mund. Derjenige aber, der hinaufkommt, um mit flammender Leidenschaft und erschreckender Beredsamkeit die in der Glaubensübung etwas lauen Alpenbewohner zu bearbeiten und zu bemuttern, der findet keinen dauernden Anhang. In dem eifernden Kaplan Ambrosius im „Erni Behaim" zeigt uns Zahn eine solche Figur. Nicht ohne kluge Berechnung und Absicht stellt er ihm gegenüber als scharfen Kontrast den ungemein milden, duldsamen, für alle Regungen des Bergvolkes verständnisvollen, heilkrautkundigen, greisen Pater Martinus. Ein Gemüt voll wahrer, echter, christlicher Liebe hat der Pfarrherr im „Albin Indergand". Als das ganze Dorf den unglücklichen Jüngling verachtet und verfolgt, da bleibt er allein derjenige, der keinen Stein auf den Buben wirft. Er glaubt an den guten Kern in Albin, er nimmt ihn auf in höchster Not und fürchtet sich nicht vor dem Unwillen des Bergvolkes. Er hat sich nicht getäuscht. Diese Liebe des Pfarrers zu einem von ihm unterrichteten und konfirmierten Knaben finden wir auch in Roseggers „Gottsucher"; Zahn bringt sie schon im Jugendwerke „Kämpfe". Die Apotheose der Nächstenliebe ist aber die Geschichte der „Clari Marie" (1904).

Kontraste, sagten wir, hat das Gebirge, und seine Bewohner haben sie. Der Liebe Gegensatz ist der Haß. Wie der Schatten zum Lichte verhält er sich zu ihr, der göttlichen. Unser Dichter hat diesen Haß gesehen, diese finstere, drohende Felswand über der lieblichen, grünenden Weide und der friedlichen Hütte. Es gibt nicht manches Werk von ihm, worin uns nicht ein typischer Vertreter des Hasses begegnete. Verletzte, enttäuschte, unerwiderte Liebe, Eifersucht, Neid führen zum Hasse. Haß sucht zu zerstören, Liebe will bauen. Zu verzweifeltem Kampfe treten die beiden einander oft gegenüber. Bald hell, bald dunkel ist der Ausgang. In Zahns größter Dichtung, in den „Herrgottsfäden", ringen diese beiden

elementarsten aller menschlichen Gefühle fast bis zur gegenseitigen Erschöpfung. Vergegenwärtigen wir uns einmal den Inhalt dieses von größtem dramatischem Leben erfüllten Romanes:

Im Bergdorfe Frutnellen wohnt ein Volk, das am Alten hängt und das so sehr, daß es sich in verkehrtem Stolze auch dem Neuen verschließt. Regent in der Gemeinde ist der kluge, kraftgewaltige, redestarke, gegen Widerspruch brutale, weide- und viehreiche Präses Furrer, der Hochfluhbauer. Er ruht so fest auf sich und in sich, daß sein Herz keine Liebe hat zu seinem schwächlichen, stets sich duckenden Weibe und zu seiner, der Mutter ähnlichen Tochter. Aemter, Politik und Alpwirtschaft sind seine Lieblinge; darin ist er Meister und er gilt etwas bei der Regierung des Landes im Tale drunten. Nun wagt es der beste seiner Knechte, Christen Russi, ein Eisenkopf und eine ehrgeizige Kraftnatur, um des Präses Tochter zu freien. Umsonst, das Kind wird nach Gutfinden des Vaters verabfolgt. Da, in der Angst der Trennung und von Christens Ungestüm besiegt, ergibt sich das Mädchen dem Geliebten. Sie trägt jetzt ein Kind unterm Herzen. Der Knecht wirbt beim harten Meister, doch er wird abgewiesen trotz des Umstandes und fortgejagt. Nun beginnt der brutale Kampf. Christen will das Mädchen nachts besuchen, wird aber zweimal fast zu Tode geprügelt und schließlich durch des Präses Einfluß wegen Hausfriedensbruches in wiederholtem Falle auf zehn Jahre ausgewiesen. Das tut weh! Christen hat eine kluge Mutter zur Seite, sie weiß den Ehrgeiz des Sohnes zu wecken. „Das Recht ist hierzuland immer da, wo's Geld ist. Wenn wir einmal wiederkommen, so müssen wir dafür sorgen, daß wir Geld haben". Ja, das ist das Richtige! Christens Kraft erwacht. Er zieht unter dem Hohn und Spott des Dorfes fort mit der Mutter. Das arme Kind des Präses, der das Gerede ob der sogenannten Familienschande von vornherein unter-

drückte dadurch, daß er offen und furchtlos dem Rat den Tatbestand mitteilte — das arme Kind muß den wiederum vom eisenfesten Präses aufdiktierten, schönen, aber nahezu blöden, halbverwandten Knecht Charles heiraten. Auch der Christen zugetane, milde, augenschwache Schullehrer hat nichts daran ändern können, und sein mißratener Sohn Lienert übt noch Verrat an dem unglücklichen Christen. Der wohlgenährte Pfarrer, der einzig Mächtige neben dem Präses, drückt in der heiklen Angelegenheit ein Auge zu, weil er wohl weiß, daß das Zusammenhalten der beiden Mächtigen zugleich beider Vorteil ist. — Was tut nun Christen in der Fremde? Steinhauermeister ist er geworden und verdient schönes Geld. Er hat sich emporgerungen zum Arbeitgeber. Da wird die Bergbahn gebaut; die Frutneller wollen nichts davon wissen, sie wollen keine Subvention leisten und keinen Bahnhof haben. Sie verschließen sich lieber vor der Welt, die zu ihnen ins stille Ulptal eindringen will. Die Furrerin — die stille Frau — stirbt, Charles auch. Das Kind des Christen findet vor dem immer mehr verhärtenden Präses Gnade; es ist ein stolzer Bube, stark und gescheit ist der Tobias, er hängt gar sehr am Schulmeister und am Großvater. Sein jüngerer Bruder — legitim gezeugt — ist ein sanfter, gutwilliger, blonder Knabe, der sich mit Tobias gut verträgt. Die beiden wachsen zu kräftigen Jünglingen heran und Tobias nimmt unvermerkt die Arbeitslast von des Großvaters Schultern, und der hat eine geheime Lust daran; denn im Grunde liebt er doch alles Starke. Alles scheint gut zu gehen auf dem stattlichen Hochfluhhof. — Da bricht jählings Haß und Zwietracht los. Christen Russi kommt in die Nähe. Die Rache will er holen. Er hat von der Regierung die Erlaubnis erhalten, einen Granitsteinbruch bei Frutnellen an der Wand des Hochfluhhofes auszubeuten. Aber er kommt nicht allein, sondern mit drei prächtigen Töchtern und einem Hundert Arbeiter. Der ein-

fache Umstand, daß der „Hudel" jetzt Geld hat und heimlich oder offen diesem oder jenem Frutneller zeigt, wie er keine verschlossene Hand trage, sowie sein mutiges Erscheinen im Dorf und im Gasthaus erwecken allmählich Sympathien für ihn und seinen Reichtum. Die Mutter hat also Recht behalten. Der Präses sieht seinen Anhang schwächer werden; auch der Pfarrherr steht nicht mehr zu ihm, denn Christen hat reichlich zugunsten der Armen vergabt. Das Stärkeverhältnis der beiden Parteien wird immer ungleicher und der Haß immer ingrimmiger, bösartiger. Gibt es keine Versöhnung? Muß der rachedurstige Christen obsiegen, muß der Präses unterliegen? Oder soll gar im friedlichen Ulptal Blut fließen in offenem Streit oder bei heimlichem Morde. Fast scheint es so kommen zu wollen. Ist denn keine Liebe da? Doch, das Schicksal fügt es. Die beiden Enkel des Hochfluhpräses lieben die beiden ältern Töchter des Christen Russi; der willensstarke, kluge Schaffer, der Tobias, liebt die stille, fast aristokratisch empfindende Josepha, der blonde, schöne Felix hängt an der reizenden Pia. Aber wie? Ist denn nicht Tobias von Christens Fleisch und Blut? und ist Josepha nicht desselben Mannes Kind? Soll der Bruder, ohne es zu ahnen, die Schwester lieben und freien? Ein unselig Geschick, das hier zu walten begonnen! Und der Ausweg? — — —

Christen bricht indessen Stein um Stein; er gewinnt auch den Prozeß, den der Präses Furrer ihm aufgezwungen wegen der durch den Steinbruch angeblich bedrohten Gadenmatte. Des hochbetagten Lehrers Sohn, der ehemalige schöne, an Christen einst so verräterische Lienhard, kommt als verkommener Lump zu Christen und bittet um Arbeit. Aus Mitleid erhält er sie und wird sogar in des Meisters Haus aufgenommen. Aber er trinkt. Er erhält den Auftrag Tannen zu schlagen über dem Steinbruch, am Rand der Gadenmatte. Dort trifft ihn der Präses, der eben seine Ohnmacht so recht

deutlich verspürt hat gegenüber dem da drunten im Steinbruch. Da naht ihm der Versucher beim Anblick des Trunkenboldes. Wie, wenn er den da zum Werkzeug machen könnte, um an seiner Statt einen Gedanken zu verwirklichen, einen furchtbaren Gedanken? — Neben ihnen liegt ein gewaltiger, einst von der Höhe heruntergebrochener Steinblock am jäh abfallenden Moosgrund. Den auf den gehaßten Feind zu wälzen gegen schön Geld und unverbrüchliches Schweigen anerbietet sich Lienhard. Kein Mensch könnte Verdacht schöpfen. Dem Präses Furrer schwindelt der Kopf; nein, solche Gemeinheit — und doch! er schwankt. Wieder zischelt der Versucher und verschwindet, ehe der Präses nein! und niemals nein! gesagt. So geschieht das Furchtbare doch. Aber Christen und sein Werkführer hören und sehen zur rechten Zeit den Stein kommen und können sich retten. Mit dem Block fliegt aber etwas wie ein Bündel Kleider hernieder und darin steckt der zerschmetterte Missetäter. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Das weiche Erdreich ob der Wand ist mit dem Stein gerutscht und der Betrunkene hat sich nicht halten können und ist mit in die grausige Tiefe gefahren, so konnte man vermuten. Christen jedoch ahnt die Absicht des Steines, aber edelmütig verleugnet er sie gegenüber dem blinden Lehrer, der ihm stets wohlgewollt. Der alte, milde Mann findet so sein mißratenes Kind wieder und wird im Glauben erhalten, es sei wenigstens ehrlich von der Welt gegangen. Doch damit ist der Knoten nicht gelöst, er verwickelt sich sogar noch mehr. — Tobias weiß nicht, daß Christen sein Vater ist. Er achtet den fleißigen, energischen Mann hoch, und in seinem Wunsche, einst dessen Schwiegersohn zu werden, liegt ihm eine Aussöhnung der beiden grollenden Gegner, des Präses und des Christen, sehr am Herzen. Nach Lienhards Gräbt nimmt Christen den alten Lehrer zu sich, Tobias hätte es auch gerne getan. Sie kommen redend zufällig in

die Nähe des Hochfluhhofes. Da tönt von der Gadenmatte deutlich ein Steinbröckeln und Schlagen, ein Krachen und Stöhnen herüber, so wie ein Berg ächzt und stöhnt, ehe er an seiner Brust ein Granitband sprengt. Tobias will hinzueilen, da kommt auch der Präses voller Aufregung, und jetzt platzen die Gegner aufeinander. Leidenschaftlich klingt des Furrers Anklage; er vergißt ganz, daß der Großteil der Schuld auf ihm selber liegt; er vergißt ganz, wie brutal und tyrannisch grausam er einst den seine Tochter liebenden Knecht Christen von Haus und Dorf fortgejagt; er vergißt ganz, daß Christen nahezu ein Recht, wenigstens ein psychologisches Recht, auf Rache hat. Der Präses sieht in Russi nur den Neuerer, den Zerstörer des guten Alten, den Großmächtigen, den Wucherer, der gegen Geld die Bergbauern um Land und Gut bringt. Aber Christens Antwort klingt hell und scharf: Er erinnert ihn an die Schmach, die man ihm einst angetan. Er gesteht offen, daß er dafür Rache wolle und nehmen werde an ihm, dem Magnaten von Frutnellen und dem Bergvolke. „Ich will euer Tal aufreißen, daß es offen ist, wie es vorher verschlossen gewesen ist. Und ich will in euren Schlupfwinkel so viel fremdes Volk schicken, daß ihr selber nicht mehr Platz habt, daß euch angst und bang wird in eurer Scheuheit, ich will euch stören in eurem Halbschlaf, wie man Murmeltiere herausräuchert. Fabriken müssen hinein, der Frutnellerbach wird sie treiben; neue Steinbrüche müssen eröffnet werden; das Alte muß dahin, daß die Frutneller sich selber nicht mehr herausfinden." — Das ist Christens Racheplan, und mit seiner eisernen Energie wird er ihn durchführen. Erregt und erbittert gibt der Präses Antwort und spricht von einem zweiten Stein, der besser treffen könnte. Da faßt sich Tobias, von der eingetretenen Mutter ermutigt, ein Herz und stellt sich zwischen die Gegner. — Hier erreicht die Erzählung eine wunderbare Höhe und dramatische Kraft. — Er spricht von des Bruders

und von seiner Liebe zu Christens Töchtern, von der Liebe, die Brücken spannt über alle Abgründe. Entsetzt bricht seine Mutter zusammen. Der Unglückselige weiß ja nichts. Christen ist bleich geworden und der Präses, der bisher den Enkel so heiß liebende Großvater, spricht das grausame Wort: „Was willst du von Liebhaben reden und von Friedenmachen! — Ein „Heimlicher" bist — dich wird wohl keiner zum Schwiegersohn wollen!" Tobias' Blick flackert. Was war das? — Und jetzt vernimmt er in stockender Gegenrede seinen unehelichen Ursprung. Aber trotzdem will er Josepha heiraten. Da kreischt die Mutter, die er nicht kennt, vor dem Vater, den er nicht kennt, und vor dem Großvater, den er nicht mehr kennt, das Furchtbare: „Du — und deine Schwester!" — — In dem Augenblick kracht draußen der Gaden über die rutschende Bergmatte hinunter. Tobias, der grundbrave, steht mit erstorbenen Augen vernichtet da, und angesichts dieses stummen, ungeheuren Elendes verstummen die unausöhnlichen Gegner und ihr stolzes Selbstbewußtsein knickt zusammen. Tobias richtet sich auf, die beiden ertragen seine Blicke nicht. So haben sie es nicht gewollt, daß sie zwei elend gemacht, die nicht schuldig sind. Christen, der eiserne, zielbewußte Willensmensch, erkennt die Herrgottsfäden, von denen der blinde Lehrer sprach, das heißt, er erkennt, daß der Mensch denkt und Gott lenkt. Sie gehen auseinander.

Tobias überwindet mit Riesenkraft den unerträglichen Seelenschmerz. Er nimmt Abschied daheim und zuletzt — das Schwerste — von Josepha, der er jetzt zu eröffnen hat, daß sie seine Schwester ist. Sie bricht schier zusammen auf der Flur, als er ihr das Schmerzliche ins Ohr flüstert. Dann rafft sie sich auf und begleitet ihn ein langes Wegstück. Ein wunderbarer, stimmungsvoller Bergmorgen. Sie schreiten hoch hinauf einen schmalen, schwierigen Pfad am Ewigeishorn. Er will übers Joch in die Fremde und niemals wiederkehren. Noch

tobt in ihnen der Kampf. Nicht Geschwisterliebe wohnt in ihren Herzen. Da stehen sie an einem Abgrund. „Es fände uns keiner mehr", sagt Tobias ganz laut. — Doch nein, sie sind starke Naturen, sie steigen zur Paßhöhe. Dort sitzen sie zusammen, und dann scheiden sie mit stockenden Worten. — — —

Felix nimmt Pia, und Christen wirft alle Pläne und alles Wollen eines Lebens ab. Josepha ist hoch geehrt im Dorfe. „Das ist die Ueberlegenheit der heimlichen Kreuzträger, die ihre große Last mit lächelndem Munde schleppen, während allen übrigen die alltägliche Bürde schon verdrießliche Gesichter macht". Und der Präses, der gewaltige Hochfluhbauer? In das stille Holzhaus auf der hohen Sewlialp ist er verzogen, menschenscheu geworden, und sich in der Gebirgseinsamkeit unablässig sehnend nach seinem fernen Lieblingsenkel Tobias. Der blinde Lehrer lebt auch noch. „Zuweilen flüstert er in sich hinein von einem Faden, der wohl des Herrgotts Händen entglitten sei, also, daß er, der Nager, überzählig und vergessen zurückbliebe in einer fremden, jungen Welt."

So klingt die Erzählung aus, wie der unruhige Tag abends still vergeht, wenn die Glocken ihre Klänge das Tal hinausschicken.

Haß zerstört, Liebe baut. Diese uralte Wahrheit zieht durch Zahns Dichtungen wie ein roter Faden, so daß man wohl auf den Gedanken kommen könnte, wir hätten es bei seinen verschiedenen Schöpfungen, wie schon erwähnt, eigentlich mit einer Reihe herrlicher Variationen desselben großen Themas zu tun.

Für das Verständnis eines Dichters ist vonnöten nicht allein ein liebevolles Eindringen in seine Gedanken- und Gefühlswelt, sondern auch ein Studium seines Schaffens, seines Werdens, ein Studium der Entwicklung seines Kompositionsvermögens und seiner Sprache. Da Zahn fast ausschließlich Alpendichter ist, so dürfte auch an dieser Stelle ein wenig davon gesprochen werden.

Jung ist der Dichter nach Göschenen gekommen, zu einer Zeit, wo die Seele noch ungemein empfänglich war für die neuen, zahllosen Eindrücke in der ihm bisher nahezu fremden Gebirgswelt. Er ist geboren zum Schauen, zum ruhigen Beobachten der Natur und der Menschen. Er ist kein eigentlicher revolutionärer Geist, keine Vulkanseele. Die Worte fließen ihm nicht so leicht vom Munde. Wohlüberlegt sind seine Gedanken. Und diesen Eindruck machen auch seine Werke. Ein ruhig schaffender Geist ist er, ein fleißiger, der in wenigen Jahren so viel Schönes hervorgebracht. Wenn es wahr ist, daß der feurige Jüngling leichter das Wort findet als der ernste, bedächtige Mann, dann verstehen wir auch den gewaltigen Unterschied zwischen der leichten und fast glatt dahinfließenden Sprache der „Kämpfe" und der harten, das schmückende Beiwort fast gar vermeidenden, oft wie aus Granit gegossenen Sprache der „Clari-Marie". In der Sprache ist Zahn ungemein einfacher geworden, daß man manchmal fast sagen möchte, zu einfach, ja schwerfällig. Knappe, kurze, konzise Sätze und trotzdem ein großer Bilderreichtum, das ist das Eigenartige an des Dichters reifsten Schöpfungen. Der gedrängte Ausdruck verrät aber auch, das Zahns Beobachtungsgabe gewachsen ist, daß er das Unwesentliche abzuwerfen gelernt hat. Und diese scharfe Auffassung und Erfassung des Gegebenen ist es, die ihn nicht selten zu einem harten Realisten macht. Wir möchten beinahe sagen, Zahn selbst ist im Gebirge aufgegangen und sein Kind geworden. Sein Mund ist auch etwas herbe geworden. Schroff sind viele seiner Gedanken. Und doch wohnt in ihnen leuchtend wie ein Kleinod der Glaube an die Liebe, an das Gute.

Mit der Entwicklung des dem Stoffe sich anschmiegenden Ausdrucksvermögens und der Beobachtungsgabe hob sich auch die Kunst der Komposition. Von jedem wahrhaft poetischen Werke,

sei es nun von Realismus oder Idealismus erfüllt, muß gesagt werden können, es sei wohlgefügt wie ein gut und solidgebautes Haus, dessen Struktur und deren Ausfüllungen man nachrühmt, sie könnten nicht anders sein. Das nennt man auch Harmonie. — In des Dichters Jugendwerk „Kämpfe" ist der Schluß als verfehlt bezeichnet worden. „Erni Behaim", die zweite bedeutende Schöpfung, leidet auch an einem Mangel an Komposition. Es läßt sich nicht bestreiten, daß die Handlung keine geschlossene, einheitliche, durch feine und grobe Fäden verknüpfte ist. Nebeneinander laufen die Schicksale zweier Menschen, die im selben kleinen Bergdorfe Abfrutt wohnen und doch im Grunde sich nicht oder nur sehr wenig berühren. Die eine Geschichte ist die des Gallus Hofer, des Richters, und die andere die des Erni Behaim. Wenn der Vergleich gestattet ist, so möchte man sagen: Dieser Roman ist eine Kirche mit zwei Türmen, die zwar aus demselben Unterbau herauswachsen, aber jeder von eigener Art und Schönheit, und jeder könnte gedacht werden und wohlgefallen ohne den andern, und doch möchte man keinen von beiden missen. Das mag freilich ein seltsamer Bau sein, der so dasteht, und nicht leicht zu finden. Synthese muß walten, Zusammenstreben. Dies finden wir aber erst im „Ulbin Indergand" und in den nachgeborenen Geschwistern, vor allem in den „Herrgottsfäden". Der Dichter ist ganz bedeutend gewachsen im Komponieren. Auch die Stellung zur Gebirgsnaturschilderung ist eine andere geworden. Während wir in den „Kämpfen" und im „Erni Behaim", besonders in den Eingängen, noch ein behagliches Verweilen bei den landschaftlichen Intimitäten der Bergwelt von Göschenen finden, wird im „Ulbin Indergand" der breite Raum für die getreuliche Charakterisierung der Natur schon etwas beschränkt, obschon es an lokalen Stimmungsbildern hier auch nicht fehlt. Man denke nur an die Flucht der Underhaldener ins öde, weltentlegene Voralptal

hinauf, in dessen Grund „gleich silbernen Ketten“ die Wildbäche niederrauschen, das Ganze beherrscht vom schönen, firnhellen, hervorragenden Sustenhorn. In den „Herrgottsfäden“ wird die Hochgebirgsszenerie total zurückgedrängt. Wir vernehmen kaum mehr als die Schilderung des Bergdorfes; was über dem Hochwald liegt, spielt keine Rolle, es sei denn am Schlusse, wo der unglückliche Tobias übers einsame Joch am Ewigeishorn in eine fremde Welt wandert. Der Grund hiezu mag wohl einerseits darin liegen, daß Zahn sich etwas losgelöst vom Lokalen, um mehr Freiheit in der Führung der Handlung zu gewinnen, anderseits wohl aber auch darin, daß er sich nicht wiederholen wollte. Damit hängt deutlich zusammen das Bestreben, die lokale Nomenklatur etwas zu beschränken. Daß beispielsweise der Zacken des Salbitschin, der Rienstock, die Spitzliberge manchem Alpinisten bekannte Urnerberge sind, darf man glauben, nicht aber den übrigen Lesern. Scheinbar tut ja der Name wenig zur Sache, besonders heute, wo der Fremdenstrom ins Göschenerland mächtig einherzieht. Aber man behauptet wohl mit Recht, es sei ein Vorzug, wenn solche Namen vom Dichter nur dann gebraucht werden, wenn es sich um eine Landschaft handelt, die gar nirgends in der Welt ihresgleichen hat. Dem Leser tut es auch wohl, wenn er nicht ein ganzes Berg- und Flurnamenbündel durch die Erzählung schleppen muß, um nicht in Verwirrung zu kommen, wenn er vielmehr die Handlung, ungestört durch solche Gedächnisreizungen, verfolgen kann. Die Glaubwürdigkeit muß in der Handlung liegen und nicht in der Erwähnung von Lokalnamen. Auf Zahn können diese allgemeinen Bemerkungen nicht oder nur wenig als Kriterium angewendet werden. Denn seine ersten Romane „Erni Behaim“ und „Albin Indergand“ sind historischer Natur; sie dürfen daher vom Leser ruhig verlangen, daß er sich mit dergleichen Namen aus dem Gebirge vertraut mache. In

den „Herrgottsfäden“ haben wir eine Familientragödie, wie sie wohl auch anderwärts im Gebirge gedacht werden könnte. Ebenso ist die Geschichte der heldenhaften „Clari-Marie“ keine lokale, obschon der Kenner bald heraus hat, daß Ortschaft und Gegend, wo der Roman spielt, am linken Ufer des Urnersees, gegenüber der Tellsplatte, zu finden wären. Was kümmert das aber einen Leser in der norddeutschen Tiefebene! Wenn er nur das Gefühl hat, eine solche Welt muß es in den Alpen geben. — — — Die Größe eines Dichters wurzelt nicht zuletzt in der Liebe zu seiner Heimat. Sie, die ihn geboren, zu verherrlichen, ist köstlicher Genuß, ist hohe Dankbarkeit. Und wahrlich, selten hat ein Dichter seines Vaterlandes so oft in Lied und Erzählung gedacht, wie Zahn seines teuren Urnerländchens, seiner zweiten, engern Heimat. Seine besten Geschichten spielen ausnahmslos auf Urner-Erde. Sein Haus steht am schmalen „Weg in die Göschenералp auf einer sonnigen Matte“; der herrliche Damastirn leuchtet auf sein kleines Eigen hernieder und zur Rechten und zur Linken ragen die gewaltigen Felsburgen des Salbitschin und der Spitzliberge. Nach Osten gewendet, schaut man die hochgelegene Kirche von Göschenen, dahinter sieht man das wilde Kiental hinaufsteigen und sich verlieren in den düstern Wänden des Kienzenstockes. Das Liebliche, Leuchtende und das Finstere, Drohende sind hier so nahe und eigenartig beisammen, daß man den Dichter um seinen Lugaus beneiden muß, und wir ihn wohl verstehen können, wenn er sein Land also feiert:

„Ich soll dich preisen, Urnerland!
An goldner Harfe zittert die Hand!
Das Lied, so machtvoll und so schlicht,
Die zage Hand, sie findet es nicht!
Da horch! Ein Klingen tönt zu Tal!
So träuft und perlt's im Frühling zumal,
Wenn, das die Felsbrust starr umschließt,

Des Winters blankes Silber zerfließt!
Da horch! Zur Höhe zieht ein Klang,
Ein Läuten, ſtumm geweſen zu lang!
Das iſt: die jung die Sonne trifft,
Die Herde ſucht, die grünende Trift!
Ein Rauſchen jetzt, ein Brauſen bald!
Der Föhnwind jagt im hängenden Wald!
Ein Ruf nun, wie das Stierhorn ruft:
Der Föhnwind jauchzt durch Felſen und Kluft!
Und nun ein Schmettern, ſchlachtenhell:
Der Lehnen Steinſchlag, wuchtig und gell!
Und Donner, wo kein Blitz geloht:
Auf weißer Laue reitet der Tod!
Das iſt des Herrgotts Sturmchoral!
Das Bergland dröhnt bis nieder ins Tal,
Das Bergland dröhnt, doch feſt und groß
Stehn rings die Firne und fleckenlos!
Ob den Altären, weiß und ſchlicht,
Da flammt der Sonne ewiges Licht!
Das Bergland dröhnt, das Bergland lauſcht!
Gott Vaters Orgel, jubelt und rauſcht!
Es klingt der Sang, heilig und hehr!
Mein Lied, mein Lied, ich ſuch' es nicht mehr.
Von goldner Harfe ſinkt die Hand,
Ein Höherer preiſt dich, mein Urnerland!"

10.

Faſt gleichzeitig mit Ernſt Zahn trat der Schwyzer Notar Meinrad Lienert hervor. Selbſt ein Kind der Voralpen, verratet er mehr als irgend ein anderer der lebenden Alpendichter den innigen Zuſammenhang ſeines Schaffens mit der Heimat. Sprachlich und inhaltlich ſucht er den Volkston und trifft ihn ſehr glücklich. Das zeigten gleich ſeine „Jodler vom Meiſterjuzer" (1893), ſechzig Liedlein in Einſiedler und Yberger Mundart. Man muß dieſe ebenſohoch einſchätzen, als diejenigen Gottlieb Kuhns. Sie ſind ſo voll Lyrik, voll

Lebensluſt, Trotz, Kraft, Uebermut, Schalkhaftigkeit, Weichheit und Zärte, wie nur ganz wenig Dialektdichtung ſie aufweiſen kann. Sie locken unwillkürlich Melodien her und man fühlt ſich an die beſten Tiroler Schnadahüpfeln erinnert. Aelplerleben und Liebe durchs Jahr iſt das Hauptmotiv. In ſchriftdeutſcher Form erſchienen 1897 die „Lieder des Waldfinken". Dieſelben Vorzüge auch hier. Nur eines daraus:

Winter im Hochgebirge.

„Totenſtille. Lautlos kräuſelt
Sich der dunkle Alpenſee.
Matte, goldne Sonnentritte
Huſchen über Eis und Schnee.

Gleiten weiter auf die Fluten,
Weiter übers Gletſchermeer,
Faſt als ging mit leiſem Fuße
Durch die Eiswelt Gott, der Herr.

Kalte, graue Waſſerwellen
Nagen an des Bergſees Rand,
Aber weiter in die Wogen
Greift des Eiſes harte Hand.

Langſam müd neigt ſich die Sonne
Wärmelos, doch rot wie Blut,
Und fällt — eine welke Roſe —
In die todesſtarre Flut."

Es iſt zu bedauern, daß Lienerts Lyrik noch ſo wenig Beachtung gefunden hat. Man kennt ihn eigentlich nur als Erzähler, als Novelliſt. Seine Geſchichten ſind wie die Lieder auf den Volkston geſtimmt. Ein ſonniger Humor, ſprudelnd von Mutterwitz, weiche Lyrik und geſundderbe Gegenſtändlichkeit wohnen darin. An Handlung, an dramatiſchem Leben ſind ſie nicht gerade reich. Von den „Geſchichten aus den Schwyzerbergen" (1894) rühmte Carl Spitteler mit vollem Recht: „die Poeſie der Anſchauung, die Wahrheit

der Schilderung, die Frische des Stoffes, die überquellende Lustigkeit, die Ursprünglichkeit und die Meisterschaft der Sprache". Wir fügen hinzu, kein einziger Schweizerdichter, selbst Keller und Spitteler nicht, hat je Aehnliches geschaffen. Zweifellos ist aber die üppige Fülle von Bildern und Vergleichungen ein Hindernis für die Entwicklung der Handlung und des Themas überhaupt. Nicht ganz unangebracht ist ein Vergleich von Lienerts bildlichem Schauen mit dem C. F. Meyers. Erinnert man sich jener zwei großartigen Bilder in der Richterin, so gäbe es bei Lienert manches Pendant dazu, so etwa aus der Erzählung „der Wildeli" das Folgende: „Wie ein silberner Fisch mit goldenen Flossen zog sich über den Miesstock ein langes Gewölk und zahllose Schäfchen mit purpurverbrämter Wolle weideten auf der blauen Himmelsau. Die Sonne war eben hinter dem obersten Felszacken des Krummwändlisteins versunken. Ueber das Dörflein Saarthalen wirkte sich ein blaues, durchsichtiges Gewebe von Duft und Frieden, und der vergoldete Kirchturmkopf leuchtete im Abendrot und zeigte hinauf zur Heimat des Lichts. Das hohe Eisfeld des Lauirucks errötete sanft, denn es sah die Sonne ihre Vermählung feiern mit dem fernen Meere." Kann man den Bergfrieden mit so wenig Worten schöner malen!

Wie erwähnt, reich an Handlung sind die Novellen nicht. Hierin wird Lienert von Zahn bedeutend übertroffen. Aber sie zeigen die heitere Souveränität eines von Poesie und Sinn für das Kleine erfüllten Beobachters. Diese köstliche Dichtergabe zeigen in vielleicht noch erhöhtem Maße die „Geschichten aus der Sennhütte" (1899), aus denen wiederum „der Tanzgeiger" und „Eine Bärenhatz" über ihre wohlgeratenen Geschwister hinausragen. Auf das Gebiet der historischen Erzählung begab sich der Dichter mit den „Wildleuten" (1901): Zwei Novellen: „der Schellenkönig" und „Ziumarstalden". Letztere, im V. Jahrhundert spielend, schlägt ins Gebiet der

Alpendichtung. Ihr Inhalt ist etwa: Das Volk, welches im Altertum vom Norden her in den Kanton Schwyz einwanderte, teilte sich; ein Teil siedelte sich in der Ebene an und bekehrte sich später zum Christentum, der andere, kleinere Teil zog in ein Bergtal und fuhr fort, seinen Göttern Muot und Ziu zu huldigen. Den neuen Wohnsitz nannten sie Ziumarstalden. Sie fanden verlassene Hütten, ein einziges Knäblein und ein Schwert vor, das sie als Zius Schwert heilig hielten. Der Knabe wurde nach vielen Jahren Führer ihres Volkes und zu seinen Nachkommen gehörte Holdi die schwarzhaarige, die Heldin der Novelle.

Illo, der Sohn des Ilunno Richilo aus dem Tale, jauchzt in den nebligen Morgen hinaus, neckend antwortet ein unbekanntes Wesen. Er geht der Stimme nach und entdeckt in dem Spaßvogel die Holdi vom Ziumarstalden. Allein vermag er sie nicht zu haschen, wohl aber mit einigen Gefährten, und dann führt er sie mit sich aus dem Gebirge zu Tale.

Die Talbewohner hätten schon lange gern den Wildleuten die Lehre vom „bleichen Gott" gebracht und hegen die Hoffnung, in Holdi die Brücke zu finden, die sie auf friedliche Art in deren Herzen führen sollte. Die trotzige Maid fühlt sich im Tale unglücklich. Sie ist ein Bergkind. Illo liebt sie mit Leidenschaft und sie ihn auch, nur will sie es sich nicht eingestehen. Zum Christentum bekehrt sie sich nicht, und in einer Winternacht steckt sie das Bethäuschen in Brand. In der gleichen Nacht vermag sie Illo zu überreden, ihr nach Ziumarstalden zu folgen und an Muot und Ziu zu glauben. Er wird von ihren Gefreundeten, dem Truht Hrom, von Odd und Pagilo freudig willkommen geheißen.

An einem stürmischen Wintertage erfolgt ein heißer Kampf zwischen den Tal- und den Wildleuten; die ersteren versuchen Illo wieder zu gewinnen und endlich ihre Religion nach Ziumarstalden zu bringen; sie werden jedoch zurückgeschlagen.

Es ist der Tag der Sommersonnenwende. Illo und Holdi sollen zu einem Paar vereinigt werden. Sie knien vor dem Steinaltar, und segnend schwingt der alte Hrom angesichts der Berge Zius Schwert dreimal über ihnen. Da läßt er entsetzt die Hand mit dem Schwert sinken. Kampfrufe ertönen wild im Umkreis, die Talleute umzingeln die kleine Menschenschar im heiligen Hain, und aus dem Freudenfest wird ein erbitterter Kampf. Holdi flüchtet sich mit Zius Schwert; an einem Wildwasser holt Richilo sie ein. Noch hat sie Zeit, das Schwert in die Wellen zu werfen, dann stirbt sie, getroffen von Richilos Ger. Dieses Mal siegten die Talbewohner. Illo muß als Strafe das Kreuz nach der verwüsteten Stätte hintragen; doch der Gang wird ihm leicht, sein Vater hat ihm versprochen: „Das Wildmaidlein soll dir werden und gelüstet es dich, so magst du sie in deine neue Hütte nehmen und ihr den Laubsack rüsten.“ Freude erfüllt ihn, neue Hoffnung belebt ihn, und um so bitterer ist für ihn die nüchterne Wirklichkeit, die ihn beim Anblick seiner toten Braut aus seinen Träumen reißt. Er wirft sich mit ihr ins Wasser, zieht auch den Vater mit, und nachher schlagen die Fluten über den Unglücklichen zusammen.

Die Sprache in dieser Novelle ist sehr schön und eigenartig und erinnert manchmal an diejenige der germanischen Göttersagen. Schön ist der Gedanke, ein Knäblein, das vom Vorgange gar nicht viel begreift, am Schlusse das Vaterunser beten zu lassen.

Weniger bedeutsam scheint uns „Der Strahler“ (1903) zu sein. Wohl ist die Sprache des frühern Zaubers nicht bar, aber der Mangel an bewegtem Leben macht sich hier stark fühlbar und aller Bilderreichtum vermag nicht darüber hinwegzutäuschen. Das Motiv ist alt. Ein Bergbauer will sein einziges Töchterlein einem reichen, aber charakterlosen Burschen geben und keinem armen, aber braven Kristall-

sucher. Die Liebe ist aber stärker als Elternstarrsinn und der Feind stürzt selbst in die Grube. Die einzelnen Figuren sind gut gezeichnet, aber der Dichter scheint fast gar ein wenig zu spielen mit ihnen, so daß er manchmal haarscharf an der Grenze grotesker Verzerrung steht. Um so trefflicher sind ihm die Stimmungsbilder geraten. Nur eines daraus, das uns allein das Buch wertvoll machen könnte: Ein Bergmorgen im Herbst will ich es nennen: „Die Wettertannen auf der Chriselfluh standen im Morgenwind und am tagenden Himmel glänzte einsam und allein ein feuerrotes Wölklein wie eine letzte Alpenrose im unabsehbaren Weidteppich, wie die fiebernde Wange eines dem Tode Geweihten; es herbstete. In den rauschenden Schrähbach fielen die Ahornblätter und die leuchtenden Blätter der Buchen und Birken. Um das Häuschen im Windlochport war ein toller Reigen von windverwehtem Blätterwerk und Faltern, die der Morgenwind ruckweise daherwirbelte und die sich an der braunen Hauswand und an den Tannreiswellen festzuhalten versuchten. Ein Falter gar ließ sich auf ein gelbes Buchenblatt nieder, das im Brunntrog schwamm, gedachte auf diesem goldenen Floß das arg mitgenommene Röcklein auszubessern — ein scharfer Luftzug, weiter mußte er den Totentanz mittun mit den sterbenden Blättern und Blüten. Da verwandelte sich der Himmel mit einem Male in einen Palast aus eitel blauleuchtendem Bergkristall, ein goldenes Tor tat sich auf und ein Blitzen und Strahlen ging nach allen Enden aus von demselben, als wäre das die Pforte des Himmels".

Liest man Lienert, so möchte man fast glauben, der Dichter der Leute von Seldwyla sei in den Bergen auferstanden, gehe dort um mit seinen klugen Augen, seinem Humor, mit seinen Maleraugen und freue sich innig und doch hoch überlegen an den kleinen Menschen mit ihren Leidenschaften, ihren Absonderlichkeiten im Tun und Trachten,

freue sich vor allem auch an der unerschöpflich reichen Gebirgsnatur. Außerordentlich wohltuende Eigenartigkeit kennzeichnet Lienerts ganze dichterische Physiognomie.

II.

Während ein Widmann als scharfer Denker und gereifter Beobachter die Menschen und ihr Werk in den Vordergrund stellte bei seinen Alpenwanderungen, suchte J. C. Heer anfangs mehr die landschaftlichen Stimmungen des Gebirges in Worte zu kleiden. Daß auch dazu ein gutes Auge notwendig ist, muß ein Dichter wohl wissen, wenn er an den Maler denkt. Stattlich ist die Zahl der Reiseerinnerungen und -schilderungen, die er in Zeitschriften und in besondern Bändchen niedergelegt hat. Für uns kommen davon in Betracht die „Streifzüge im Engadin" (1898), einmal weil wir es hier mit einer farben- und stimmungsreichen Beschreibung von Bildern aus jenem gottgesegneten Alpental und seinem herrlichen Bergkranz zu tun haben, zum andern weil der Dichter wohl bei jenen Wanderungen die Anregung zu seinem spätern Alpenroman „der König der Bernina" empfangen hat. Auch im Wallis weilte Heer zu verschiedenen Malen, Stoff und Stimmung sammelnd für sein erstes Dichterwerk „An heiligen Wassern". Mit diesen beiden Schöpfungen hat er sich ungemein rasch bei der deutschen Leserwelt beliebt gemacht, so daß es ihm möglich wurde, sich ein freies Heim an den stimmungsvollen Ufern des Untersees zu gründen.

Wie Widmann ist auch er über den Sanetsch gestiegen in Jünglingsjahren. Auch ihm erschien der Mensch interessanter als die wunderbare Gebirgsszenerie. In dem zweitletzten Abschnitt des „Joggeli" (1902), betitelt „ein Finden und ein Verlieren", gibt uns der Dichter darüber Aufschluß. Was er dort fand beim Abstieg von der Paßhöhe in die

Schluchttiefe der Morge und des Pont neuf, war eine „Geschichte“ von Menschenschicksalen, die der Landschaft doch erst die Seele gab. Von einem holden Bergkinde und dem Pfarrer vernimmt er die Bedeutung der „heiligen Wasser“, jener merkwürdigen Wasserleitungen des Wallis, jener an schroffen Felswänden befestigten, tagereisenweiten Holzrinnen, welche das rauhe, trübe Wasser der Gletscher an der Sonnenseite der Berge entlang führen und es dann in kleinen Kanälen und Adern in die regenarme Tiefe schicken zu Rebe und Grashalm. Er vernimmt ferner, daß nach einem alten Brauche derjenige Bursche, „der sonst sein Mädchen nicht erreichen mag“, aber die gefahrvolle Wiederherstellung der gestörten Leitung der heiligen Wasser wagt, seine Liebste gewinnt. Im Gehirne des Dichters entspinnt sich daraus eine Geschichte, die immer greifbarere Gestalt gewinnt, und schließlich schreibt er sie nieder in heißer Leidenschaft. So entstand der Roman „An heiligen Wassern“ (1898), wenn wir des Dichters „Joggeli“ Glauben schenken wollen.

Wie Zahn vor ihm, so bewegte auch Heer die Aufgabe, große, tatkräftige, von unbeugsamer Willensstärke erfüllte Männernaturen im Gebirge zu zeichnen. Die Größe eines Mannes aber besteht darin, daß er seine Mitmenschen befreit, rettet aus Not und Gefahr. Ein solcher Held ist Josi Blatter. Er befreit St. Peter im Glottertal von der furchtbaren Blutfron der heiligen Wasser. Starke, in sich selbst allzu sehr ruhende Menschen kommen aber fast unabwendbar in Konflikt mit ihrer Umgebung, deren Gehalt und Macht sie zu wenig beachten und wohl auch unterschätzen. So schaffen sie sich selbst ein böses Verhängnis, aus dem sie nur mit Einsetzung ihres Allerbesten, mit der Selbstverleugnung zum Wohle anderer entrinnen können. Peter Waldisch, der gewaltige, reiche Bärenwirt und „Presi“ zu St. Peter ist eine derartige Eisennatur. Gewaltsam verschließt er sich gegenüber den

Mahnungen seines besten Freundes, des alten Garden, der die heiligen Wasser hütet, doch ja nicht die Fremdenindustrie ins Ulptal zu bringen, da das Bergvolk darin einen Niedergang und einen Verstoß gegen das uralte, heilige Herkommen sehe. Er tut es doch. Gewaltsam versagt er seine reizende, charaktervolle Tochter Binia dem zähen, tatkräftigen und klugen Wildheuersohn Josi Blatter. Er trotzt und trotzt, oft wider seine Ueberzeugung und seine bessern Gefühle, bis er sich überwinden lassen muß von der niederdrückenden Wucht der Tatsache, daß Josi Blatter freiwillig die Wiederherstellung der durch Gletscherbruch neuerdings zerstörten Heiligen-Wasser-Leitung an den schwindelnden Felswänden der „weißen Bretter" übernimmt; daß seine Binia, die er bereits dem charakterlosen, schmeichlerischen, betrügerischen Verwandten Thöni zugesagt, trotz allen Hindernissen ihrem Geliebten die Treue zu halten weiß. Erst, als er die Allmacht der Liebe und Treue, als er die Größe und Macht des Volkswillens erkennt, da legt er seine eigene fast künstliche Verhärtung ab. Ja, er sucht das Liebespaar zu retten vor der durch den verrückten Kaplan Johannes irregeleiteten Volksmenge, welche in Josi Blatter einen Rebellen und Frevler an den armen Seelen, die in den Gletscherspalten wohnen, sieht und seine Braut als eine Teufelin betrachtet und beide erschlagen will, er sucht sie zu retten, dadurch, daß er den verhaßt gewordenen eigenen „Bären" anzündet, um das Volk zurückzuhalten vor dem schrecklichen Unternehmen. Er erlebt noch das Glück der Treuen, gegen das er so lange gewesen, bevor er den furchtbaren, langen Anstrengungen des Leibes und der Seele unterliegen muß. An den weißen Brettern droben aber fließen friedlich die heiligen Wasser durch die neu in die Felsen gesprengte, unzerstörbare Leitung, welche Josi Blatter, der einst so verhaßte, verfolgte, geschmähte Wildheuerbube, geschaffen. Das Bergdorf ist von seinem furchtbaren Drachen,

der Blutfron befreit, es hat seinen Retter gefunden. Keiner braucht mehr, vom Lose getroffen, an die schreckliche Wand hinauf, um die Känel in Ordnung zu bringen; keiner mehr erfällt dabei, der Vater Josi Blatters ist der letzte gewesen.

Das ist eine wahrhaft packende und ergreifende Geschichte; wir leben mit, wir sehen die Landschaft und die Menschen. Als einen ganz besondern Vorzug möchten wir die geschickte Verwertung der Gebirgssagen ansehen. Das abergläubische Volk glaubt schneller an den größten Unsinn als an die lichte Wahrheit. Man möchte fast sagen, es ist durch das starke Bedürfnis des Dichters, der Landschaft eine „Seele" zu geben, nur zu viel Leben in die Erzählung gekommen, stecken wir doch gleich mitten in der größten Aufregung drin und kommen gar nicht mehr daraus heraus. Das macht aber vielleicht eben den Unterschied aus, der zwischen Zahn und Heer liegt. Jener liebt die schlummernde, brütende und plötzlich wie Wetterstrahl aufflammende Leidenschaft und so bringt er leichter eine Steigerung in der Handlung fertig. Wir haben bei ihm das Gefühl der Entwickelung, des Werdens viel deutlicher als bei Heer, welcher seine Gestalten von Unbeginn in — wir möchten sagen — heftiger Bewegung vorführt.

Besonders zeigt sich das bei Heers zweitem Hauptwerk dem „König der Bernina" (1900). Es ist die Geschichte eines ursprünglich tüchtigen Mannes aus dem Volke, der ein vornehmes Mädchen liebt, aber nicht hält, was er verspricht, darum verlassen wird, aber schließlich als großer Jäger, Retter und Arzt des Engadins Verzeihung findet und stirbt. Es ist dies nach der „Rose von Disentis", dem „Jürg Jenatsch" die dritte große Erzählung, die im schönen, talreichen Bündnerlande ihren Stoff gefunden hat. Sie trägt aber die Schwächen der Rose von Disentis. Bei Zschokkes Dichtung ist das historische Moment zu sehr hervorgekehrt; das Bedürfnis und die Sehnsucht nach einem großen Helden

und Retter ist dort groß und trefflich gezeichnet. Aber es kommt eben kein Retter. Hier, im „König der Bernina", der uns ungefähr in die gleiche Zeit versetzt, wird von einem Retter gesprochen, den das Oberengadin haben müsse. Und doch wird uns nie die Notwendigkeit, die vom Volke getragene Sehnsucht, nach einem solchen gezeigt. Dort also ein Zuviel in der Fundamentierung, hier ein Zuwenig. Wir müssen die ökonomische und politische Not des Tales sehen und spüren, und nicht bloß davon hie und da reden hören, sonst geht das Hauptmotiv verloren, es verkümmert und kann nur künstlich mit vielen klingenden Worten aufrecht gehalten werden. Heer ging also hier wie in den heiligen Wassern vom gleichen Plane aus, die Geschichte eines Retters und Befreiers, eines in Qualen sich windenden Ulptales zu schreiben. Aber ist der König der Bernina wirklich derjenige, der für das Zurückfluten des Lebens ins öde werdende Tal ringt und schafft? Ist er der Licht- und Lebensspender, der durch die Stärke einer hohen Frauenliebe gegen alle Stürme gefeit dem Lande Retter wird? Der Dichter versichert es, aber wir glauben es nicht; denn wir bekommen beim Lesen nicht das zwingende Gefühl innerer Notwendigkeit. Es ist völlig gleichgültig, wie ein Dichter mit historischem Material verfährt, es ist auch völlig nebensächlich, aus was für Gründen er ein Werk schafft, aber eines muß er im Leser zu wecken vermögen, sei es klar oder verhüllt, und das ist die Ueberzeugung: So und nicht anders hat es gehen können unter den und den Bedingungen und Umständen. Das Gesetz von Ursache und Wirkung darf nicht willkürlich — auch in der Dichtung nicht — verletzt werden, sonst geraten wir in bilder- und wortesschwülen Feuilletonismus hinein, und der Mangel positiven Wissens wird zu deutlich.

Man wird uns vielleicht erwidern, es sei gar nicht wahr, daß der Dichter den Markus Paltram, den nie fehlenden

Gemsenkönig im Revier der Bernina, den Retter von dreiunddreißig Menschenleben aus Lawinennot, den seltsamen Arzt mit den zwingenden Augen — als den Retter und Erlöser des Engadin habe darstellen wollen; vielmehr sei der Roman die Geschichte eines Mannes, der Retter hätte werden können, wenn er nicht den dunklen Gewalten des eigenen Blutes gefolgt wäre in einem schwachen Momente. Ist aber dem so, dann sind auch alle jene Worte und Bilder unnütz, die von der Stählung eines Mannes durch die Liebe eines hohen Weibes reden. Markus Paltram, einst ein trefflicher Büchsenmacher, wird „der größte Jäger" im Bündnerland, weil er im Rausch die Treue an Cilgia Premont, der Tochter eines Podesta, verletzt, indem er die charakterlose, scheue Pia in seine Arme schloß. Er wird weniger, als Cilgia in ihm hat erstehen lassen wollen durch ihre schützende, ihn stets zum Besten anspornende Liebe, er wird weniger, eben weil ihm diese Liebe nun fehlt. Er rettet freilich Menschenleben, aber er vernichtet auch, indem er das Weidwerk zu veredeln sucht. Es ist schön, die Gemsen zu schützen vor schmählichem, hinterlistigem Jägertum, aber darum zum Mörder zu werden von Menschen, das ist schlechthin brutal. Mithin kann man nicht begreifen, wieso das Engadinervolk diesen Mann als „Helden" vergöttern soll; ist es doch zweifellos dem Dichter Konrad von Flugi und seinen Freunden mehr Dank schuldig; denn sie befreien das Land aus politischer und ökonomischer Not durch starke Entfaltung des Liberalismus und durch die geschickte technische Ausbeutung des Sauerbrunnens zu St. Moritz für die Entwicklung der Fremdenindustrie. Die schöne Geschlossenheit und Einheitlichkeit, welche die „Heiligen Wasser" auszeichnet, fehlt also dem „König der Bernina". Die Eigenart, die ihm von deutscher Seite so lebhaft zugesprochen wird, scheint uns lange nicht so auffallend zu sein. Man erinnert gar zu freigebig immer an

Keller und Gotthelf, spricht von nationalschweizerischer Bodenständigkeit in Sprache und Gesinnung, ohne offenbar recht zu ahnen, daß Heer im Vergleich zu Gotthelf, Keller, Meyer, Zahn, Lienert, Spitteler, Widmann weitaus am wenigsten dichterische Charakterphysiognomie besitzt. Er sucht sie wohl, aber eben weil er sie nicht hat. Heer, scheint uns, müsse sich ungeheuer Mühe geben, um nicht in Feuilletonismus zu geraten, worin es ja auf die Feinheiten in der Psychologisierung, in der Führung der Handlung weniger ankommt, als auf die Delikatesse der Szenerie. Eine gewisse fieberhafte Hast, die Angst, sich erschöpfen zu können, spricht aus den genannten Werken, die nicht ganz paßt zu der Monumentalität der Alpenwelt. Wir müssen da immer an Meyer als Gegensatz denken.

Ruhe und Einfachheit zeigt Jakob Boßhart (in Zürich, geb. 1862) in seiner alpinen Dorfnovelle „Das Bergdorf (1900). Die Phrase ist ihm völlig fremd, aber auch das Schöpferische in der Sprache. Von großer Schönheit sind die landschaftlichen Schilderungen. So etwa: „Wie aus Stahl geschmiedet, schlug oben der Himmel sein schmales Gewölbe fleckenlos über das Tal, von einer der zackigen Bergketten zur andern. Schon sank die Sonne blitzend hinab; im Tal wurden die Schatten munter, die Vorreiter der Nacht, und vertrieben langsam aber rastlos den Sonnenglanz von den Halden und Felsen, setzten kühn über die Schluchten und schreckten auch vor dem drohendsten Turm nicht zurück. Von der schartigen Bergkante, die das Sonnenlicht wie eine Säge abschnitt, schwebten leuchtende, aus feinem Nebel gewobene Bänder fächerförmig durch die Luft, in den Tiefen des Himmels verschwimmend, wie Lichtbrücken zu schauen, auf denen der Weihnachtsfriede in das Tal hinabsteigen konnte." Die Erzählung versetzt uns in die Waadtländer Alpen, in die Gegend von Château d'Oex, und spielt in der Zeit, in welcher

die Waadt unabhängig wurde, also um die Wende des 18. Jahrhunderts. Trotzdem kann die Novelle nicht als eine rein historische bezeichnet werden, weil der Schweizer alsbald darin allerlei Unklarheiten herausfühlt. Der Dichter kennt aber alpines Dorfleben mit seinen eigenartigen Sitten und Gebräuchen. Die Hauptfigur der ganzen Novelle, Marcel, ist vorzüglich gezeichnet; die Kämpfe, die der treffliche Alpensohn gegen die lockende Soldatenwelt mit ihrem verführerischen Zauber besteht, sein Untergehen in der Schmutzwelle, das Verlassen der treuen Geliebten, das Wiederauftauchen, die innere Reinigung, die glückliche Versöhnung, das alles noch verflochten mit alpinem Dorfleben voll Liebe, Familienhaß, Habsucht, Ehrgeiz, Neid: das alles deutet an, daß diese Erzählung der Handlung nicht bar ist und die Teilnahme des Lesers in hohem Grade zu wecken vermag. Der Dichter wird wohl später einmal zeigen, daß er noch Bedeutenderes zu schaffen vermag auf diesem Gebiete. Mit dem „Bergdorf" nehmen wir Abschied von der alpinen Dorfgeschichte.

12.

Wenig gepflegt in der Schweiz ist der psychologische Roman. Außer Gottfried Kellers „Grünem Heinrich" ist lange sozusagen nichts Hervorstechendes geschaffen worden hierin. Es ist, als ob diese Gattung schweizerischer Eigenart wenig zusage. Walter Siegfried (von Zofingen) wagte den Schritt und schuf durch den Roman „Fermont" (1893) wohl das Eigenartigste, was bisher in der Alpendichtung überhaupt erschienen ist, nämlich: Eine unheimliche Seelenanalyse eines großveranlagten Menschen, der aus der Stadt in einen Gebirgsfelsenwinkel geflohen ist, um die gehaßten, verächtlichen Menschen zu meiden und sich lebendig zu begraben.

Im Brausen des Morgenwindes, wenn die Lawine brüllt, kracht, zermalmt, da sehnt er sich in seinem Haß gegen das menschliche Gezücht nach Macht. „Oh, auch einmal so ein Gott zu sein! Gott oder Teufel!“ Eines bleibt ihm wenigstens, im größten aller Bücher lesen zu können, in der Natur. Er sucht sie da auf, wo sie am wildgewaltigsten sich offenbart, auf schwindlig hohen Stätten, wo sie ihm den Sinn des eigenen Daseins erdenken helfen soll. Fermonts Natur ist ein Gemisch von Prometheus und Faust. Im Grunde ein Idealist, macht ihn das Schicksal zum bohrenden Zweifler und Pessimisten, den aber ein grenzenloses Sehnen nach titanischer Größe erfüllt, der sich aber vom Banne unseres bloßen Menschseins niedergehalten sieht und in wildem Trotz darüber mit ihm zerfällt, mit der Gefahr ringt, mit trotzigen Felswänden, um einsam ragende Höhen zu erklimmen, neue Kraft zu gewinnen zum Ertragen des Daseins. Erschütternd ist diese Einsamkeit, dieses wütende Verlangen, aus dem Dunkel in das Licht zu kommen, empor, wie der gewaltige Adler, der hoch über zerissenem Gewänd triumphierend schwebt. Endlich tagt es. Fermont, der eine Sonderstellung im All einnehmen will, er findet Liebe, sich verleugnende Nächstenliebe, die für ihn in den Tod geht, um ihn zu schützen. Ein herrliches Weib wagt es, ihm zu trotzen, als Individualität über seine Willkür zu siegen. Aus dem langen, wilden Leiden in der Bergwelt reift ihm die Frucht: Verstehen — Mitleid — Menschenliebe. „Einst trug ich meine Asche in diese Berge — nun will ich mein Feuer in die Täler tragen!“ — — —

Schon im „Tino Moralt“ (1890) führt Siegfried einen Unglücklichen ins Gebirge, um ihn dort gesunden zu lassen. Nur ist hier das Problem anders gelöst. Der in Wahnsinn geratende Maler findet keine Rettung aus der hartnäckigen Verfolgung seiner Gedanken und Erinnerungen, so bezaubernd

schön und zu künstlerischem Schaffen und Genießen anregend auch die Hochwelt ist. Er geht zugrunde, ohne das erstrebte Ziel zu erreichen. Darin liegt eine so tiefe, tragische Größe, daß nur eine unverschämte Welt sie anzweifeln kann.

Wollte man darnach suchen, eine Siegfried verwandte Natur zu finden, so müßte man wohl zu Byron gehen. Er weiß, wie selten einer, die menschliche Psyche in so unmittelbaren Kontakt mit der Natur zu bringen, so daß wir oft nicht wissen, ob wir ein wundervolles Spiel der Wechselwirkung haben, oder ob die Natur den psychischen Vorgängen nur ihre besondere Beleuchtung verleiht. In der Schilderung der alpinen Landschaft ist Siegfried geradezu ein Meister.

Abseits wie Siegfried, aber auf ganz andern Pfaden, wandelt Carl Spitteler (von Liestal). Olympische Höhenluft atmet sein Denken und Empfinden, olympische Kraft wohnt in seiner grandiosen Sprache. Er ist ein unvergleichlich ernster, bilderschwerer Orpheus. Er selbst ist der Dichterseher, dessen Wesen er so erschütternd groß schildert im „Olympischen Frühling“:

„Sie können nicht aufs Nahe, nicht aufs Kleine ziehen,
Nicht hierhin oder dorthin mit den Aepfeln spielen.
Sie starren, scheinbar auf ein fernes Ziel gerichtet,
Doch einwärts blickend, wo die Seele denkt und dichtet.
Von dorther aber dringt der Blick durch Erz und Stein
Ins Mark der Welt, ins Herz der Ewigkeit hinein.
Vernimmt, wo unterm Lärm des Tags die Wahrheit heckt
Und wo das Unsichtbare seine Scham versteckt.
Aus Wald und Feld, woraus die stumme Gottheit stammelt,
Aus jedem Weltenkehricht, den der Zufall sammelt,
Vermögen Orpheus' wundersame Seheraugen
Den Saft, den Geist, den keimenden Gehalt zu saugen.“

Aber der „Olympische Frühling“ und die Alpen? Ist das kein Verbrechen, hier Beziehungen feststellen zu wollen? Man prüfe. Unvergleichliche Gedankenkühnheit, Reichtum

in Farbe und Bild, Mut zu vernichten, zu zerschmettern, wie Fermont es wünscht, noch nie dagewesene Vergegenständlichung abstrakter Ideen; hat Spitteler davon etwas aus den Alpen empfangen? Wir glauben es. Es ist die Monumentalität der Sprache und der Gedankenwelt, die an die Erhabenheit des Hochgebirges zuallererst gemahnt. Eine Gedankenwelt, gleich den Alpen, mit tiefen, herrlichen Seen, mit grünen Tälern, engen, wilden Schluchten, worin die Reußwasser tosen, mit ragenden, dunklen Zinken und Burgen und hoch in den Aether tauchenden Eis- und Schneedomen. Unerbittlichkeit, unfaßbares Schicksal, Ananke, wo redest du so deutlich wie in den Alpen, wo du Veilchen und Edelweiß blühen lässest und die grausame Lawine niedersendest? Wo ist der Mensch mit seinem „Lotterfleisch" so klein, so erbärmlich klein wie dort? Wo tönt der Erlösungsruf der geplagten Kreatur eindringlicher als im Gebirge? Man denke nur an die zahllosen Blümlisalpsagen und fühle daraus all das furchtbare Weh, das seit Jahrtausenden in den Alpen klagt. Unsre Vermutung wird wohl nicht so unrichtig sein.

Mehr als einmal führt uns der Dichter direkt alpine Landschaft vor Augen, so etwa in der „Auffahrt" der Götter vom Hades zum Olymp:

„Und weiter, über reiche Matten, rauhe Rigen,
Folgten gesprächig sie des Berges luft'gen Stiegen.
Da unversehens bot ein ungeschlachter Stutz
Mit klotz'gem Steingetrümmer ihrem Fortschritt Trutz,
Und statt des fröhlichen Lustwandelns jetzt, begann
Ein mühevolles Klettern durch Gestrüpp und Tann.
Erst gings durch Krummholz, Ginster und Wacholderborst,
Dann durch Busch, hernach in einen Fichtenforst.
Und immer schroffer ward die Halde. Oft durchbrachen
Den Waldpfad wilde Tobel und zerrissne Krachen.
. . . . Und siehe da, ein schauerlicher Graben,
Ein scheußliches Lawinenbett, ein steinern Meer
Fiel durch den jähen Waldhang schräg vom Himmel her,

Als hätten böser Geister teufliſche Gewalten,
Mit Höllenzaubermacht den Berg entzwei geſpalten.
Granit und Schiefergneis, der Vorzeit weiße Knochen,
Lag allerorts zu Tag, geſchändet und gebrochen.
Geſpenſtge Miſpeln hingen übers Tannenbord
Und der gigantiſche Leichnam redete von Mord."

Oder denken wir etwa an die Schilderung vom Untergang des Kronosheeres:

„Da regte ſich von tauſend rückſichtsloſen Füßen
Beleidigt der ergrimmte Boden. Sand und Fries
Empören ſtäubend ſich. Lebendig wird der Kies.
Im Aufruhr trommelt das Geſtein. Auf einmal bricht
Heimtückiſch eine breite Schotterhagelſchicht
Schauernd zu Tal. Darob beginnt ein wild Gewimmel,
Ein flutendes Gewühl. Der Berg, der Wald, der Himmel
Scheint Haupt und Fuß zu heben. wie zum Wandern ſchlüſſig —
Und alles zieht und flieht, und jedes Ding wird flüſſig.
Urplötzlich kommt auf ſauſendem Lawinenſchlitten
Ein Wirbelſturm von Blöcken donnernd abgeritten."

Der Leſer hat hier zugleich eine ſchöne Illuſtration von Spittelers Sprache. An Beziehungen wird er wohl nicht länger zweifeln. Der Dichter wanderte oftmals ins Gebirge. Die Frucht ſolcher Wanderungen war das Buch „Der Gotthard" (1897). Wer hingegen etwa glaubt, er würde hier mit der Sprache des Olympiſchen Frühlings geſchilderte Landſchaftsbilder mit ſeiner Phantaſie genießen können, wird ſtark enttäuſcht. Spitteler iſt hier geradezu trocken, ja ſogar langweilig, freilich oft auch recht geiſtreich. Das Buch iſt in praktiſcher Abſicht geſchrieben und wirbt nach Liebe und Freundſchaft für das Gotthardgebiet mit ſeinen ſtark individualiſierten Tälern und Höhenzügen. Das Problem der Erlöſung von Ananke, das Grundthema des Olympiſchen Frühlings, hat den Dichter auf ſeinen Gotthardwanderungen gewiß oft bewegt und erregt. „Man muß die Natur erleben", iſt eines von Spittelers Poſtulaten an den Ulpen-

wanderer. Erleben heißt aber hier nicht bloß genießen, oder bewundern und anstaunen, sondern fühlen und schauen, indem wir uns selbst ernsthaft dabei betätigen.

Auffallend ähnlich wie Spitteler denkt in mancherlei Beziehung sein Schulkamerad Joseph Viktor Widmann. Seine „Spaziergänge in den Alpen“ (1885) verzichten wie Spittelers „Gotthard“ auf die getreue Wiedergabe entzückender alpiner Landschaftsbilder und Stimmungen. Das will der Dichter dem Maler überlassen. „Ein Gemengsel von Einfällen und Reflexionen“, wie sie eben „den lieben langen Tag mit uns wandern, bergauf, bergab“, das ist der Inhalt des Buches. Widmann zeigt aber trotzdem gelegentlich, daß er sehr wohl auch das Landschaftliche zu schildern vermag, obschon ihm die Menschen in der Sennhütte und auf der Alpenstraße „immer noch als das interessanteste Problem“ erscheinen. Im behaglichen Plaudertone wandern wir mit ihm über den Sanetschpaß und den Simplon an die oberitalienischen Seen. Er versteht es so gut, uns ohne Aufdringlichkeit auf alles mögliche aufmerksam zu machen, historische Reminiscenzen stehen ihm reichlich zu Gebote, nicht minder kennt er die Literatur alter Zeiten uud wie beiläufig vernehmen wir hier und dort, daß irgend ein Maler oder Dichter oder Gelehrter vor uns den gleichen Weg gegangen sei, wir also Grund hätten, recht bescheiden zu sein. Uns scheint Widmann ein guter Lehrmeister — ein besserer als Spitteler — zu sein, dafür, wie der moderne Mensch in den Alpen zu wandern habe, wenn er wirklich etwas erleben und mit sich nach Hause tragen will. Dazu gehört eine scharfe und sichere Beobachtungsgabe, eine Dosis Bescheidenheit und Humor, wie sie ein einsamer Wanderer, den nur sein Hündchen begleitet, wohl gebrauchen kann. Widmann ist ein Wanderer, wie man sie nicht häufig trifft. Mancher hat größere Reisen unternommen im Gebirge und in andern Ländern, aber alle

zu rasch, zu hastig, zu viel mit der Eisenbahn und zu viel in Begleitung. Ueberall, wo wir den Dichter auch wandern sehen, sei es in den Alpen oder in Apulien und Calabrien, sei es über die Berner- oder die Bündnerpässe, überall ist er daheim. Schalk und philosophischer Ernst, Satyre und reine Lyrik begleiten ihn, und so liest man denn seine Plaudereien und Studien an stillen, traulichen Abenden mit behaglichem Genuß. Ohne es zu wollen, wirken „die Spaziergänge in den Alpen" didaktisch. Sie unterscheiden sich deutlich von Spittelers „Gotthard", wo die Bildung beabsichtigt ist. Die Alpen sind ihm eine Quelle der Erholung, sie schenken „erhöhte Eindrucksfähigkeit" und „unbeschreibliche Lebensenergie". Wer die wunderbare Sprache des Alpengeistes versteht und „einen Hauch dieses Geistes mit hinabträgt ins Tal, der wird niemals ganz unglücklich werden".

Es kann nicht in das Bereich unserer Studie gehören, was alles außer Spittelers Gotthard und Widmanns Spaziergängen auf dem Gebiete der alpinen Reise- und Landschaftsschilderung entstanden ist in den letzten fünfzig Jahren. Das wäre wieder eine Aufgabe für sich. Daß in mancher dieser zahllosen Schilderungen und Beschreibungen auch poetisches Gold zu finden ist, kann niemand bezweifeln. Das Durchgehen der Jahrbücher des schweizer. Alpenklubs muß jedermann davon überzeugen. Leider macht sich aber hier, im Gegensatz etwa zu jenen alten Schilderungen aus der Hand von Rudolf Meyer, Meisner und Wyß dem Jüngern, vielfach eine absichtliche, nach gesuchter Bescheidenheit aussehende Trockenheit, die manchmal nur noch hohle Statistik ist, deutlich fühlbar. Das rein Sportlich-Touristische sollte nicht obenauf kommen. Der tiefer denkende und fühlende Alpinist wird eben gleich den Dichtern doch das Subjektive, das Menschliche, das wahrhaft Erlebte und Geschaute höher schätzen als bloße Angaben und steife Orientierungen. Lernen

wir ein wenig von Spitteler und Widmann und seien wir nicht so spröde und ängstlich mit dem Ausdruck unsrer innern Erlebnisse im Gebirge. Eilen wir auch nicht so entsetzlich hastig und gierig von Berghaupt zu Berghaupt. Nur so vermag echte Wanderpoesie zu gedeihen und diese in sich zu tragen und zu pflegen ist unendlich viel mehr, als alle ehrgeizigen Entdeckungen und alle Aufspürerei von sog. neuen Pfaden.

13.

Diese moderne Hast, die im Naturgenuß stets nach dem Uhrzeiger schielt, trägt wohl die Schuld, warum, seit C. F. Meyer, die Alpenlyrik in keinerlei Weise weiter ausgebildet und bereichert worden ist. Von den wenigen Dichtern, die sich noch versuchten, nennen wir bloß zwei, zunächst Adolf Frey.[1]) Sein „Am Bergsee" ist Kellers „Schein und Wirklichkeit" und Meyers „Himmelsnähe" würdig zur Seite zu stellen.

„Ich wählte Pfühl und Schlaf am stillen Strand
Des Bergsees, zwischen starrendem Gestein;
Der keusche Traum der Mittagsstunde stand
Als Hüter über Flut und Widerschein.
Dem Spiegelglast am schimmernden Gestad
Entquoll die runde Silberbrust des Firn,
Die Alpenrose schaukelte im Bad
Und drüben an der Bucht die Felsenstirn.
Des Firmamentes tiefe Bläue hing
Pfadlos gebreitet über Flur und Hang
Und durch die dunklen Wettertannen ging
Ein Schlummerlied, gesellt mit Herdenklang. —
Ich fuhr empor! Schwarz lag und unruhvoll
Der See, der bleiche Nebel stieg herein,
Der Wetterlaue Fehderuf erscholl
Und dräuend hob der Berggeist an zu schrein!"

[1]) Frey, A., Gedichte. 1886.

Fein empfunden ist „Wanderung", schön in der Form die Ballade „Der ausgewanderte See. Als wahre Perle glänzt von Frey's Lyrik:

Gewitterende im Gebirg.

„Der Wettersturm zieht ab durchs Felsentor
Und mit ihm schlurft der ungekämmte Chor
Der Wolkenweiber. Fern auf steilen Zacken
Bläst Pan dem Winde noch ein Tänzchen vor
Und streift die Tropfen sich vom zott'gen Nacken.
Der weichen Dämmrung milde Sterne greifen
Mit blanken Händen durch die Wolkenstreifen,
Und in der Runde rings der Schattenberge
Setzt sich auf Schrund und Grat das Volk der Zwerge
Und raucht behaglich Nebelpfeifen."

Das ist die Phantasie eines Meyer oder Böcklin.

Ebenso bedeutend als Frey erscheint uns J. Stauffacher (St. Gallen) in seinen „Alpenliedern".[1]) Als ein wahrhaft freier, von Weib und Gold unabhängiger Wanderer zieht er ins Gebirge, „dem Firnelicht entgegen." Er fühlt sich gesunden in heiliger Alpeneinsamkeit. Von reinster Seligkeit ist sein Herz erfüllt in der Gebirgsmondnacht und selbst das Vermissen einer schönen, geliebten Seele, der er alles, alles hätte anvertrauen mögen — wie sie sich etwa Spitteler denkt — selbst das kann ihn nicht verbittern. Herrlich wohl ist ihm im Bergheu zu liegen und dem Schlummerlied murmelnder Quellen zu lauschen. Und wenn er am frühen Morgen erwacht, und die Sonne „die trotzigen Felsenstirnen" rötet, da stürmt ihm die Seele wie erlöst gegen den Himmel. In der heißen Sommermittagsglut, wenn die Herden ruhen und der Hirt im Schatten nickt, beim Schweigen des unbewegten Alpsees, liegt er selbst träumend unter Tannen als ein Mensch, der die innere Ruhe gefunden. Im Hochgewitter bäumt sich seine Seele auf gegen die menschliche Kleinheit;

[1]) J. Stauffacher, Alpenlieder. (Schweiz 1901, S. 109—112).

J. Stauffacher, St. Gallen
Alpenlieder, 1901

er hadert wie Siegfrieds „Fermont“ mit Gott, daß er den Menschen so klein, so nichtig geschaffen. Die titanische Größe des Hochgebirgsgewitters muß solche Gefühle wecken. Aber der Dichter findet den Ausgang aus der dunklen Schlucht der Auflehnung und gelangt zum Frieden:

„Der Wind entschlief. Nur von der Felsenwand
Fiel dann und wann ein Tropfen klingend nieder —
Ich sah und sann — bis ich den Frieden fand.“

Ungern scheidet er vom Hochland, doch im Herzen trägt er die schönsten Blumen ins Tal, in die Stadt. Man wird von Stauffacher wohl noch etwas zu hören bekommen.

Ausblick.

Was der deutschschweizerischen Alpendichtung vor fünfzig und mehr Jahren so oft abging, war der gesunde selbstständige Realismus, der reich ist an Kenntnis des Gebirges und seiner Menschen. Störend mitgewirkt haben damals zweifellos auch die unaufhörlichen innerpolitischen Gährungen und Zänkereien. Als aber im Jahre 1848 die glückliche Lösung der Staatsform gefunden worden, als in ganz Deutschland der rationalistische Ideenrausch überging in die Liebe zur Natur, zur Sinnenwelt, als unsere Nachbarstaaten sich zu scharf getrennten größern Einheiten ausgebildet hatten, da war auch unserm kleinen, schönen Schweizerlande deutlich der Weg der Zukunft vorgezeichnet: Weg mit aller Einmischung in Dinge, die uns nichts angehen; Entwickelung, Vertiefung nach innen, Einigkeit nach außen, Wahrung und Förderung unserer nationalen Eigenart. Dieser weisen Selbstbeschränkung, die zugleich ein neues Stärkebewußtsein zeitigte, entsprang als edle Frucht die Vervollkommnung unserer Landeskultur. Nicht umsonst begann unsere Dichtung von

1850 an zu blühen. Und sie blüht heute so schön, daß man jenseits des Rheines sich höchlich wundert. Wenn unser kleines Land die gegebenen Aufgaben nie vergißt oder vernachläßigt, dann wird es auch in Zukunft auf deutschem Sprachgebiet noch manches zu sagen haben. An Stoff und Nahrung fehlt es gewiß nicht. Sollte es denn nicht möglich sein, C. F. Meyers Alpenlyrik als anregendes Vorbild zu nehmen. Wo steckt unsere Hochgebirgslyrik? Wir wollen doch gewiß mehr als nur Klubhüttenpoesie. Die Mittel und Wege, ins Hochgebirge gelangen, sind ja heute gegebene. Die patriotische Alpenlyrik ist so ziemlich erschöpft, obschon jüngst Georg Baumberger mit seinem prächtigen appenzellerischen „Juherlied" gezeigt hat, daß ein ächter Dichter auch hierin noch ganz Schönes schaffen kann. — Das Subjektive, das rein Persönliche, frei von aller Konvention, von allem Allzulokalen und frei von allem flachen Allgemeinempfinden, muß noch mehr gepflegt werden. Wie brach liegen noch Ballade und Romanze! Was die Alten geschaffen, war meist nicht reifes Dichterwerk, sondern Gelehrtenpoesie. Darum haben wir sie auch schon so gründlich vergessen. Weit und herrlich ist hier noch das Feld für künftiges Dichterschaffen. Nehmen wir jene Begeisterung für die Alpensage wieder auf, jene heiße Leidenschaft, wie sie einen Wyß den jüngern, einen Reithardt, Zwicky, Plattner, einen Alfons von Flugi, Dietrich Jecklin und andere erfüllt hat vor einem halben Jahrhundert. In der Sage liegt die Beseelung des Gebirges.

Die alpine Dorfgeschichte wird kaum mehr Bedeutenderes hervorbringen, als was das letzte Jahrzehnt geschaffen hat. Der historische Alpenroman dagegen ist noch lange nicht erschöpft. Vorbilder sind ja da in Meyers „Jürg Jenatsch" und in Zahns „Albin Indergand". Gänzlich verkümmert liegt der psychologische Roman. Die Seelenanalyse des

modernen Menschen, der aus der Niederung ins Hochland steigt, muß zweifellos noch einmal von einem Dichter in großem Style behandelt werden. Ein Anlauf dazu war Siegfrieds „Fermont".

Und nun erst das Drama? Wir können uns hier gewiß nicht brüsten. Schiller hat freilich mit seinem „Wilhelm Tell" so unendlich vieles vorweggenommen, daß es auch nach einem vollen reichen Jahrhundert noch als ein Wagnis erscheinen muß, ein Alpendrama zu schreiben. Oder ist am Ende Mangel an Stoff da? Oder ist unsere angebliche Nüchternheit Schuld daran, daß wir uns genieren vor der dramatischen Geste und dem Pathos? Plattners „Johann Caldar" und Ernst Zahns „Sabine Rennerin" sind ja nur Versuche. Man sollte meinen, die Alpen fordern mit ihrer ganzen Physiognomie und ihrem Naturleben geradezu zum Drama heraus. Seele war es, ist es immer noch was der Dichter suchte und sucht im Gebirge, Seele. Was heißt aber Seele? Geschehnis, Erlebnis. Handelnde Menschen, Schaffen der Natur. Welche Dichtungsart findet hiefür den besten Ausdruck? Sollte es nicht das Drama sein? Oder am Ende auch das Epos? Denken wir an Spittelers „Olympischen Frühling".

* * *

Die Liebe zu den Alpen ist heute im Schweizerlande größer und verbreiteter als je. Geht ein Sohn Helvetias in ferne Lande, dann kann er die Alpen nicht vergessen. Sie schauen ihm länger nach als Mutteraugen, sie begrüßen ihn zuerst bei der Rückkehr. Unser Patriotismus, unsere Heimatliebe haben ihren stärksten Untergrund und Rückhalt an den Alpen.[1]) Im Gebirge lag nicht zuletzt die Wiege unsrer heutigen Selbstständigkeit. Es gab unsern Altvordern Kraft und

[1]) Man lese aus Rambert Eugène, Les alpes suisses (1860) den schönen Aufsatz „les alpes et la liberté".

Mut und Trotz zu kühnen Taten. Es wird sie auch den Enkelsöhnen wieder geben, wenn es nötig werden sollte. Die Alpen sind des Schweizers größte, höchste und beste Schule. Sie zu lieben und zu pflegen mit Leidenschaft muß ihm allezeit am Herzen liegen. Sie zu preisen, ihr Wesen, ihre Bedeutung uns künstlerisch zu vermitteln, ist hohe Aufgabe des vaterländischen Dichters.

Im Verlag Gustav Grunau sind erschienen:

Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde. Herausgegeben von Dr. Gustav Grunau. Viermal jährlich ein Heft, je zirka 80 Seiten umfassend, mit vielen Illustrationen. Abonnementspreis jährlich **Fr. 3. 80.**

Wie in der Presse allgemein hervorgehoben wurde, hat diese Zeitschrift einem längst gefühlten Bedürfnis abgeholfen und bietet mit ihrem mannigfaltigen Inhalt jedermann des Interessanten die Fülle.

Dr. Ernst Schneider: Die bernische Landschule am Ende des XVIII. Jahrhunderts. (Heft I des Archiv für schweizerische Schulgeschichte). 240 Seiten mit Illustrationen und einer Reihe tabellarischer Beilagen. Preis **Fr. 4. —.**

Wer sich ein Bild machen will von der Schule einer politisch denkwürdigen Zeit, der nehme dieses Buch zur Hand, das sowohl in formeller wie inhaltlicher Beziehung als mustergültige Arbeit eines Pädagogen bezeichnet werden darf.

Adolf Langsted: Der gute Hirte. Geschichte eines kleinen Savoyarden. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Elsbeth Rohr. Schön in Leinwand gebunden. Preis **Fr. 2. 50.**

Wir führen aus vielen überaus günstigen Rezensionen in hervorragenden Schweizer Blättern hier nur eine an:

☛ Wer Freude hat an einer wirklich guten, psychologisch fein angelegten, hübsch geschriebenen, dazu flott übersetzten Erzählung, der kaufe dieses liebe Büchlein. Besonders seien Jugendfreunde und Jugendbibliotheken, sowie unsere heranwachsenden Söhne und Töchter auf das Werklein aufmerksam gemacht, es gehört zum Besten, was wir der reiferen Jugend bieten können, eignet sich aber auch trefflich zur Lektüre für Erwachsene, deren Geschmack noch nicht abgestumpft und durch Kolportage-Romane verdorben worden ist. Basler Zeitung.

Dr. Paul Péteut: Was die Großmutter erzählt. Märchenspiel in Ton, Wort und Bild. Deutsch von Marie Garraux, Musik arrangiert von W. Rennefahrt, Illustrationen von R. Münger. Preis **Fr. 2.50.**

Dieses Märchenspiel, dessen Grundgedanke die Verherrlichung des Volksliedes bildet, kann ebensogut von großen wie kleineren Schulen aufgeführt werden und wird den Aufführenden wie dem Auditorium Freude bereiten, sowohl durch das ansprechende Thema als die sehr hübsch arrangierte Musik. Die erste Aufführung in Bern war ein voller Erfolg.

Lieder mit Klavierbegleitung. Separatausgabe aus: „Was die Großmutter erzählt". Arrangiert von W. Rennefahrt. Preis **Fr. 1.50.**

Das Heft enthält eine gut getroffene Auswahl Lieder verschiedener Nationen mit leicht spielbarer Klavierbegleitung.

Dr. Gustav Grunau: Albumverse, zusammengestellt aus den Werken verschiedener Dichter und Denker älterer und neuerer Zeit. Preis **Fr. 1.—.**

Von der Kritik wurde betont, daß dieses Büchlein berufen ist, allen denjenigen, die oft in den Fall kommen, in Album schreiben zu müssen, wirklich gute Dienste zu leisten.

Sophus Schandorph: Ausgewählte Novellen und Skizzen. Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Clara Bener. Broschiert Preis **Fr. 3.50**
Elegant in Leinwand gebunden „ „ **4.—.**

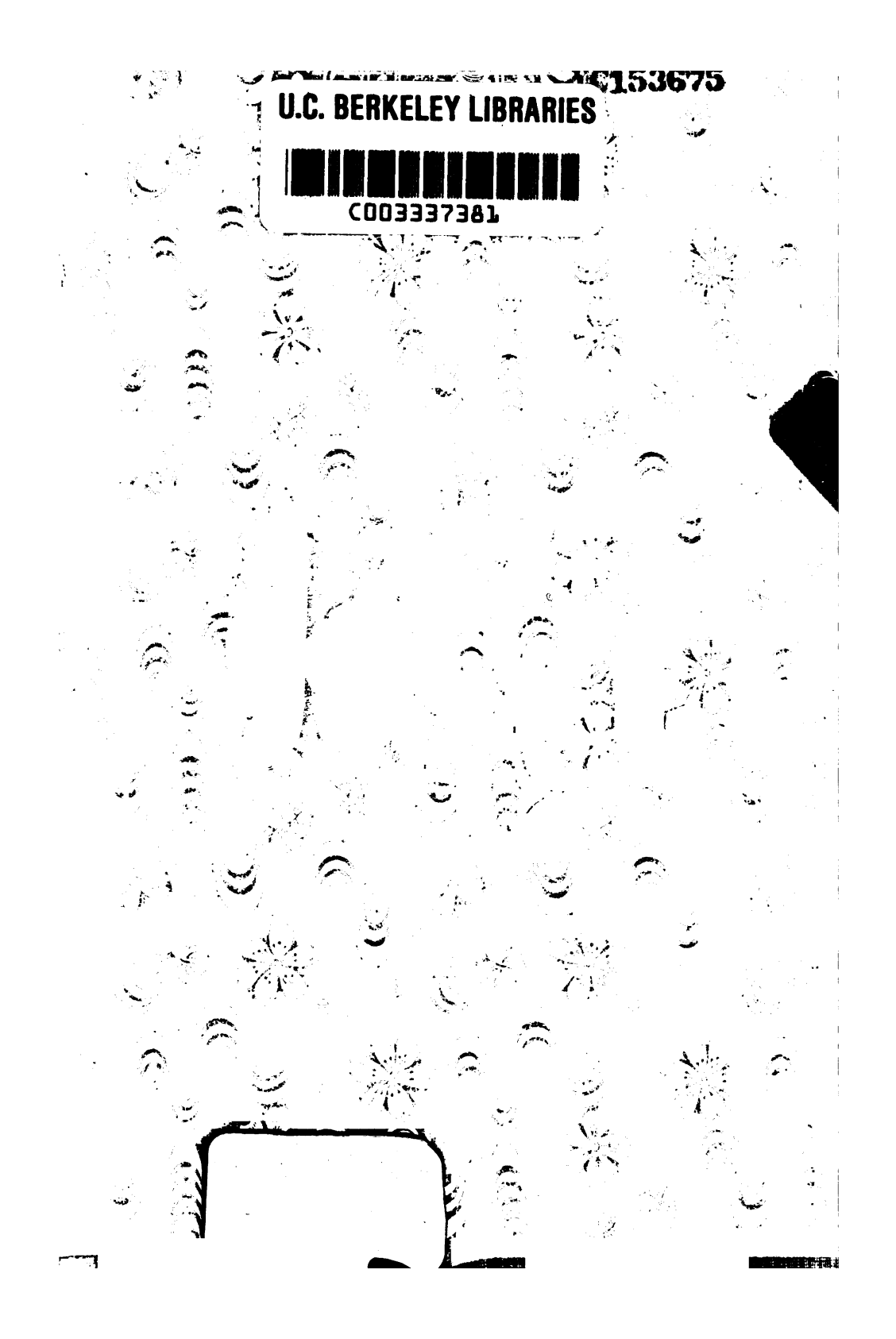
Der stattliche Band bietet in meisterhafter Uebersetzung eine Auswahl des Besten, was der bekannte dänische Autor geschaffen hat. Die sechs Skizzen und die längere Erzählung sind getreue, zum Teil satirische Bilder des dänischen Kleinstadt- und Landlebens und können allen Freunden echten Humors bestens empfohlen werden.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
RENEWALS ONLY—TEL. NO. 642-3405
This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

OCT 28 1969 18

RECEIVED
OCT 22'69-12 AM
LOAN DEPT.

LD21A–60m-6,'69
(J9096s10)476–A-32

General Library
University of California
Berkeley

C153675
U.C. BERKELEY LIBRARIES
C003337381